

**Elisabeth Knipf-Komlósi**

**Nina Berend (Hrsg.)**

# **REGIONALE STANDARDS**

**Sprachvariationen in den  
deutschsprachigen Ländern**



DIALÓG CAMPUS KIADÓ ❖ Budapest–Pécs, 2001

Ludwig M. Eichinger

## **Sprache und Sprachgebrauch im Süden Deutschlands**

### **Konturen eines süddeutschen Gebrauchsstandards**

1. Der sprachliche Alltag
  - 1.1. Regionale und sonstige Variation
  - 1.2. Regionalität und sprachlicher Alltag
2. Die Einkreisung des süddeutschen Deutsch
  - 2.1. Die Grenzen des sprachlichen Süddeutschland
    - 2.1.1. Das Ende entlang der Staatsgrenzen
    - 2.1.2. Die Abgrenzung nach Norden
  - 2.2. Form und Status des süddeutschen Deutsch
    - 2.2.1. Allgemeines
    - 2.2.2. Der lautliche Bereich
    - 2.2.3. Morphologie und Syntax
    - 2.2.4. Lexik und Semantik
    - 2.2.5. Pragmatik
3. Schluß
4. Literatur

#### **1. Der sprachliche Alltag**

##### **1.1. Regionale und sonstige Variation**

Der sprachliche Alltag im deutschen Sprachgebiet ist von Variation geprägt. Diese Vielfalt der sprachlichen Erscheinungen hat mancherlei Gründe. Sie hängt vom Medium ab, d.h. was wir zu hören und zu lesen bekommen, ist davon abhängig, in welchem Maße die Texte von Schriftlichkeit oder Mündlichkeit geprägt sind („diamedial“). Sie hängt von Erfordernissen der Textsorten ab, die ihre Stilschicht, ihre spezifische Ausdrucksweise fordern („diatextuell“). Sie hängt von der Situation ab, die einen bestimmten Sprachgebrauch fordert oder zumindest fördert („diasituativ“). Sie hängt außerdem bekanntermaßen von einer Vielzahl von sozialen Faktoren ab, durch die die sprachliche Wahl des Individuums geleitet ist („diastatisch“), wobei in modernen individualisierten Gesellschaften wie der, die wir in der Bundesrepublik Deutschland vorfinden, die sozialen Schichten, die ein klassisches Stratifizierungsmodell vorsieht, eher nicht die zentrale Rolle spielen. Zunehmend stärker geprägt sind solche Gesellschaften von Fragen der Symbolisierung einer mehr oder minder selbstgewählten gesellschaftlichen Identität, wo denn Alter, Bildung, Geschlecht und dergleichen Faktoren als Variablen für die Wahl der jeweiligen Sprach-

form in Betracht kommen. In diesem Bedingungsgefüge spielt dann auch klassischerweise die regionale Variation eine Rolle („dialektal/regiolektal“).

Die räumliche Gliederung tritt nun eigentlich weniger und weniger als ein Nebeneinander von traditionellen Ortsmundarten an das Auge und Ohr der Öffentlichkeit, sondern als regionale Prägung großräumiger Formen. Man hat das Deutsche verschiedentlich ein Exempel für eine polyzentrische oder eine polyareale Sprachkultur genannt: diese Termini akzentuieren dasselbe Phänomen unter verschiedenen Aspekten. Beim Terminus polyareal wird hervorgehoben, daß sich innerhalb des deutschen Sprachgebrauchs Räume kommunikativer Zusammengehörigkeit ausmachen lassen, die Prägung polyzentrisch weist darauf hin, daß das deutsche Sprachgebiet von mehreren vorbildhaften Zentren und den von ihnen beeinflussten Räumen geprägt sei und nicht von einem einzigen. Nahe verwandt mit dieser letzten Benennung ist die Bezeichnung als polynational, die darauf abhebt, daß sich diese Organisation nach leitenden Zentren nicht unabhängig von der politisch-kulturellen Geschichte, die sich in den Abgrenzungen der Nationalstaaten niederschlägt, vollzieht. Diese Erkenntnis ist nicht neu, gibt sie doch schon den Anstoß zu Paul Kretschmers Beschäftigung mit der deutschen Umgangssprache, die er am Ende des ersten Jahrzehnts des 20. Jahrhunderts vorgelegt hat. Die großen Zentren, allen voran Berlin und Wien, prägen für ihn die Sprachlandschaft des Deutschen. Von diesen Zentren aus wird eine ganze Reihe von Sprachformen regional eingefärbt. Wenn das so ist, ist die Regionalität, die wir suchen, das, was einen süddeutschen Sprachgebrauch ausmacht, nicht ein Subsystem wie ein Dialekt, bloß vielleicht auf höherer Ebene, sondern ein Varietäten- und Sprachgebrauchsmuster, das sich durch eine spezifische Auswahl aus den Optionen auszeichnet, die im deutschen Sprachraum zur Verfügung stehen. Da sich damit auch in großräumigen Systemen dieses Typs die gesamte oben angedeutete Variation wiederfindet, ist diese Spezifik eher durch die Angabe einer Reihe von auffälligen, salienten, Merkmalen kenntlich zu machen, als vollständig zu beschreiben. Schon Kretschmer hat sich zu Recht auch an der Strahlkraft von Zentren orientiert, die im Sprachgebrauch ausstrahlen, und auch heute hat man von diesem Faktor auszugehen, der zum Teil die hier im Vordergrund stehende großräumige Untergliederung nach Nord und Süd überlagert oder modifiziert. Wenn auch Wien für unsere Frage keine Rolle spielt, so hat sich spätestens seit der Zeit der Weimarer Republik das Südliche nicht zuletzt mit den Einflüssen Münchens verbunden, daneben spielen traditionell die rheinischen Städte und Leipzig eine besondere Rolle, vor allem seit dem 2. Weltkrieg auch die Agglomeration um Frankfurt am Main. Gerade die Städte bieten natürlich auch verstärkt Situationen dar, in denen die regional weniger gebundenen Varietäten bis hin zur Standardsprache üblicherweise verwendet werden. Dennoch, und das sagt Polyarealität eben auch, sind auch diese Zentren – wenn auch in unterschiedlichem Maße – von der Sprachlandschaft getragen, in der sie sich befinden.

## 1.2. Regionalität und sprachlicher Alltag

Nun ist die regionale Differenzierung des Sprachgebrauchs im heutigen Deutsch vor allem die Folge dessen, daß der vormoderne Alltag regional organisiert war, und kein Bedarf gesehen wird, die Spuren dieser regionalen Traditionen im Sinne zentraler Einheitlichkeit zu verwischen und in einem allgemeinen Alltagsdeutsch aufgehen zu lassen. Zudem lebten lange Zeit eine südliche, „kaiserlich-katholische“ und eine miteldeutsche „protestantische“ Schriftsprachtradition nebeneinander, die sich in regionalen Eigenheiten niederschlugen. Und so hat denn der jeweilige Alltag unvermeidlich seine regionale Färbung, was den Sprechenden in unterschiedlichem Ausmaße bewußt ist.

Mag das in den unterschiedlichen Sprachräumen auch in verschiedenem Ausmaß so sein, das Süddeutsche ist zweifellos ein Beispiel für dieses Phänomen. Durch den sprachlichen Alltag leuchten immer einmal wieder die Merkmale der regionalen Sprachform.

Wenn also ein Deutscher ...

*in der Frühe* oder *am Morgen* aber keinesfalls *morgens* auf die oder *in die* aber nicht *zur Arbeit* geht, und dabei einen Nachbarn trifft, der ihm *Grüß Gott* zuruft, (möglicherweise *Guten Tag* aber keinesfalls *Tach* mit kurzem [a]), wenn er dann lange auf dem *Gehsteig* – nicht dem *Bürgersteig* – *gestanden ist* (nicht *hat*) – was macht er dort: *warten tut er* (statt: *er wartet*), *weil der Bus kommt halt* (statt: *eben*) *immer zu spät*, da kann man *eh* oder *sowieso* (nicht: *obnehin*) nichts machen – wenn er dann bemerkt, daß *Samstag* ist (nicht *Sonnabend*), *wo* (statt: ?) er gar nicht ins Büro muß, allenfalls den *Chef/die Chefin* ([f̥e:f], nicht [jäff]) könnte er dort finden, der gerade eine *China-Reise* ([ki:na], nicht [çi:na] oder [ji:na]) plant, wenn er dann *umkehrt* (nicht *kehrtmacht*), um wieder *heim* (*nach Hause*) zu gehen, um dabei festzustellen, das habe sich nicht *rentiert* (*das habe nicht gelohnt, habe nicht dafür gestanden*), wenn er dann, nachdem er seine Haustür wieder *aufgesperrt* (nicht *aufgeschlossen*) hat, bemerkt: *den wenn er* (nicht: *wenn er den*) *erwische*, der das Kalenderblatt wieder nicht abgerissen habe, das sei *heuer* (nicht: *dieses Jahr*) schon zum zweiten Mal der Fall, wenn ihm darauf geantwortet wird, daß er das auch selbst *merken hätte können* (nicht: *hätte merken können*, auch nicht: *hätte können merken*), wenn er dann seinen *Buben* (*Jungen*, auf keinen Fall *Knaben*) zum *Einkaufen* (nicht: *einholen*) zum *Metzger* (nicht *Fleischer*, auf keinen Fall *Schlachter*) schickt, um ihm *Fleischpflanzl* (keine *Frikadellen*, *Buletten*, *Fleischkerpfen* usw.) für die *Brotzeit* (nicht: *Jause*, *Vesper* usw.) zu holen und beim Bäcker ein paar *Semmeln* (keine *Brötchen*) dazu, wenn der junge Mann nach Erledigung dieser Pflichten sich zurückmeldet: *Da wäre ich wieder* (nicht: *da bin ich wieder*)

– wenn einem das sprachlich geschieht und begegnet:

dann ist man zweifellos im Kern eines sprachlichen Süddeutschland, einem sprachlichen Land, wo nicht nur die Längen und Kürzen der Vokale anders verteilt sind als im deutschen Norden, sondern auch die Genera, wo man eigene Wörter hat, eigene Wortstellungsregeln und Mittel syntaktischer Hervorhebung, eigene pragmatische Strategien und rituelle Formeln.

Immerhin scheint es also so etwas wie ein süddeutsches Deutsch zu geben, eine in der Öffentlichkeit vorkommende und wahrgenommene und auch Fremden gegenüber benutzte Sprachform, die ihren Sprecher eindeutig als Süddeutschen erkennen läßt. Dennoch ist die Erfassung dessen, was süddeutschen Sprachgebrauch und vielleicht auch ein süddeutsches Sprachsystem ausmacht, nicht so einfach, wie das im Lichte der eben skizzierten Szene scheinen mag. Zum einen nämlich dokumentieren diese Beispiele eine süddeutsche Variante auf dem Boden des Bairischen, was eine spezifische Kombination und Ausprägung süddeutscher Merkmale zur Folge hat, zum anderen sind nicht alle der genannten Merkmale indifferent gegenüber den anderen oben genannten Variablen, d.h. sie sind zum Teil textsortenmäßig, medial oder sonstwie markiert – wenn auch zweifellos signifikant im Hinblick auf die Wahrnehmung als süddeutsch.

## 2. Die Einkreisung des süddeutschen Deutsch

Aus unserem Beispiel und den anschließenden Überlegungen ergeben sich drei Fragen:

- (1) wo liegt und endet das sprachliche Süddeutschland,
- (2) wodurch ist das südliche Deutsch gekennzeichnet und
- (3) welche Geltung hat es im gesamten Varietätenspektrum des Deutschen.

Die letzte Frage zielt insbesondere auf das Verhältnis zum geschriebenen und gesprochenen Standard, von dem man kein Geheimnis verrät, wenn man feststellt, daß er eher nördlich geprägt ist: Nordmitteldeutsche Grammatik im norddeutschen Mund.

### 2.1. Die Grenzen des sprachlichen Süddeutschland

#### 2.1.1. Das Ende entlang der Staatsgrenzen

Zu unserer ersten Frage: Wo liegt die Heimat eines südlichen Deutsch, und wie läßt sich dieses Gebiet eingrenzen?

In einem Punkt können wir uns die Antwort auf diese Frage leicht machen. Südlich, östlich und westlich endet das südliche Deutsch an den jeweiligen Staatsgrenzen.

Dabei ziehen die Unterschiede im Sprachgebrauch eine recht deutliche Grenze hin zum Gebrauch des Deutschen in der Schweiz. In einem gewissen Sinne könnte man sagen, das norddeutsche und das schweizerische System des Sprachgebrauchs

seien komplementär organisiert. In Norddeutschland sind geschriebener Standard, gesprochener Standard und Umgangssprache formal unmittelbar benachbart. Die Reste dialektalen plattdeutschen Sprachgebrauchs zeigen einen merklichen strukturellen Abstand, ihr Gebrauch ist deutlich sozial markiert. Dagegen kennt die Schweiz den Standard praktisch nur als Schriftvarietät, die unter bestimmten ziemlich offiziellen Bedingungen auch gesprochen werden kann, und die davon deutlich abgesetzten Dialekte, die als die gesprochene Sprache in fast allen denkbaren Situationen gelten und somit nicht als Mittel sozialer Distinktion dienen können. Was das im einzelnen heißt, kann man in den Arbeiten von Helen Christen nachlesen. So sind die Verhältnisse selbst im unmittelbar benachbarten süd(west)deutschen Raum nicht.

Kennzeichen des süddeutschen Sprachgebrauchs ist dagegen – im Vergleich mit beiden komplementären Konstellationen im Norden wie im Süden – daß der Raum, die Distanz zwischen den mundartnahen und den standardnahen Varietäten durch ein Varietätenkontinuum mit verschiedenen Strata gefüllt ist. ARNO RUOFF differenziert folgendermaßen:

„Außer den örtlichen Grundmundarten finden wir mundartliche Regionalsprachen, landschaftliche Umgangssprachen und auch noch mundartlich gefärbte Standardsprachen“ (Ruoff 1997:142).

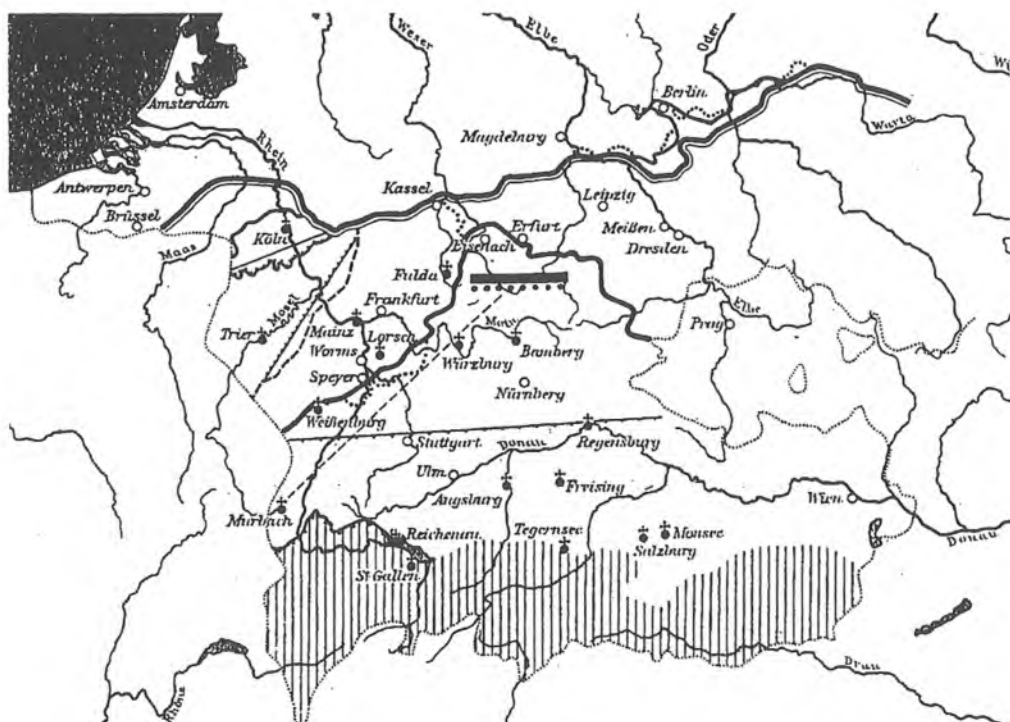
Doch davon soll später ausführlicher die Rede sein. Was dieses Merkmal angeht, ist das Deutsche in Österreich vom süddeutschen Sprachgebrauch noch nicht grundlegend unterschieden: auch dort finden wir ein solches formales und funktionales Kontinuum. Auch dort haben wir die zumeist bairischen, daneben alemannischen, Ortsmundarten, großräumigere Ausgleichsmundarten, regionale Umgangssprachen, einen regional geprägten gesprochenen Standard und darüber einen geschriebenen Standard, der sich von den Normsetzungen des Bundesdeutschen durch etliche Spezifika unterscheidet. Vor allem dieser letzte Punkt weist auf den entscheidenden Unterschied: es handelt sich eben um eine „nationale Varietät“, wie man das jetzt nach Ulrich Ammons Beschreibung nennt. Zu solch einer Varietät gehören die angedeuteten Besonderheiten und die durch die eigene Staatlichkeit gerechtfertigte Normsetzungsbefugnis. Logischerweise kann eine österreichische Variante des deutschen Standards leichter regionale Eigenheiten aufnehmen als die bundesdeutsche, die ja Gebiete gänzlich verschiedenen Sprachgebrauchs überspannt. Zwar will und kann auch die österreichische Norm die staatenübergreifende Vorstellung von der Norm des Deutschen nicht zu weit verlassen, wenn und soweit aber Variation zulässig ist, ist klar, in welche Richtung sie geht – in Richtung des darunter liegenden „süddeutschen“ Sprachgebrauchs. Und in analoger Weise brauchen auch alle anderen Ausgleichsvarianten in Österreich nicht so weit auszugreifen wie die entsprechenden Sprachformen in der Bundesrepublik Deutschland – bei der engeren Verwandtschaft der insgesamt vertretenen Sprachformen braucht es keine so hohe Distanz, um zu einem Ausgleich zu kommen. Das hat natürlich zur Folge, daß die selben sprachlichen Formen und Verwendungsweisen in Österreich einen anderen funktionalen Wert haben als im benachbarten und sprachlich weithin verwandten Bayern.

Dafür gibt es viele Beispiele, eine gewisse publizistische Breitenwirkung hat in den letzten Jahren das Wort *Pickerl* erreicht, das im österreichischen Diskurs offenbar als eine zumindest standardnahe Benennung für die neugeschaffene Autobahnvignette gehandelt wurde, für etwas, was bundesdeutsch wohl ein „Aufkleber“ hieße. Für den bundesdeutschen Standard sendet das Wort *Pickerl* auf zwei Ebenen Substandardsignale aus. Zum einen gehört die lexematische Basis zu einem Verb *picken* 'kleben', das deutlich bairisch-dialektal konnotiert ist, zum anderen kommt das nomen-instrumenti-Suffix *-er* in der bundesdeutschen Norm nur ohne das diminutive Element *-l* vor – das auch formal weitgehend entsprechende bundesdeutsche Normalwort wäre dann tatsächlich *Aufkleber*, das Wort *Pickerl*, das übrigens selbst das in dieser Hinsicht sonst sehr großzügige Lexikon „Bairisches Deutsch“ nicht verzeichnet, ist allenfalls Teil eines nahräumig gesprochenen, auf Deixis angewiesenen Nähediskurses. Das ist zweifellos nicht die Schuld des Wortes: der typisch südliche Wortbildungstyp mit der scheinbaren Diminution hat im Österreichischen einfach einen anderen Status, was weitere bekannte Paare wie *Stockerl* vs. *Hocker*, *Geschirrhangerl* vs. *Geschirrtuch*, *Plastiksackerl* vs. *Plastiktüte* und dergleichen belegen können. Daß ein Wort wie *Pickerl* – für die bundesdeutschen Kommunikationspartner ein exotisches Wort für eine ungeliebte Sache – weidlich zur Ironisierung genutzt wurde, ist vielleicht nicht überraschend, daß das so problemlos ging, sagt schon etwas über die Differenz im Ansehen zwischen den nördlichen und den südlichen Formen. Der unterschiedliche Status an sich gleichen Sprachverhaltens, der sich in den diskutierten Beispielen andeutet, soll uns hier aber nur als hinreichende Begründung dafür dienen, daß das österreichische Deutsch zu Recht vom Deutsch im Süden der Bundesrepublik Deutschland geschieden ist.

### 2.1.2. Die Abgrenzung nach Norden

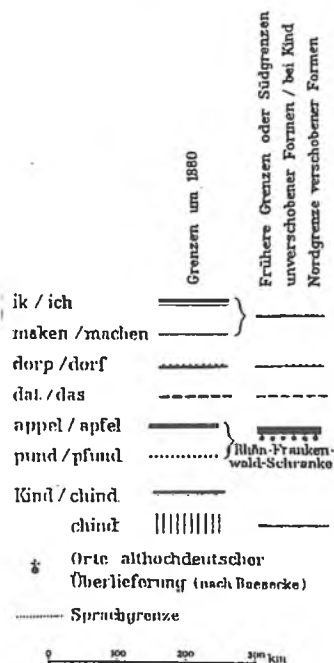
Die bisherigen Abgrenzungen waren also relativ klar: wesentlich weniger einfach ist es, zu sagen, wo das sprachliche Süddeutschland im Norden endet. Wo endet das südliche, wo beginnt das nördliche Deutsch und gibt es dazwischen eigentlich eine abgrenzbare Mitte?

Nun ist es ja offenkundig, daß Nord-Süd-Unterteilungen in verschiedenen Phasen der deutschen Sprachgeschichte prägenden Charakter hatten. Die Herausbildung des Hochdeutschen mit der zweiten oder Hochdeutschen Lautverschiebung schlägt sich in einem von West nach Ost durch das deutsche Sprachgebiet laufenden Abgrenzungstreifen nieder, an dem sich das hochdeutsche und das niederdeutsche Sprachgebiet scheiden:



Karte 1: Lautverschiebung nach Schmidt (1993:72)

Wie man an der Kartendarstellung dieser Veränderungen gegenüber dem voralthochdeutschen Verschlusslautsystem sieht, schlugen sich die Abstufungen in der Durchführung der einzelnen Verschiebungsprozesse in dialektalen Unterschieden wieder, die bis heute ihren Niederschlag in regiolektalen Differenzen finden, und die in sich verdichtender Abstufung die Abgrenzung zum Niederdeutschen markieren. Den südlichen, hochdeutschen Typ in möglichst Reinform repräsentieren die oberdeutschen Mundarten, also das Bairische, das Alemannische und das Ostfränkische. Durch verschiedenartige Abstufung und das gemeinsame Merkmal der Nicht-Verschiebung des pp zu pf (*Appel* statt *Apfel*) gekennzeichnet sind die mitteldeutschen Mundarten vom Ripuarischen, über das Moselfränkische und Rheinfränkische, das Hessische und Thüringische bis hin zum Obersächsischen und Schlesischen.



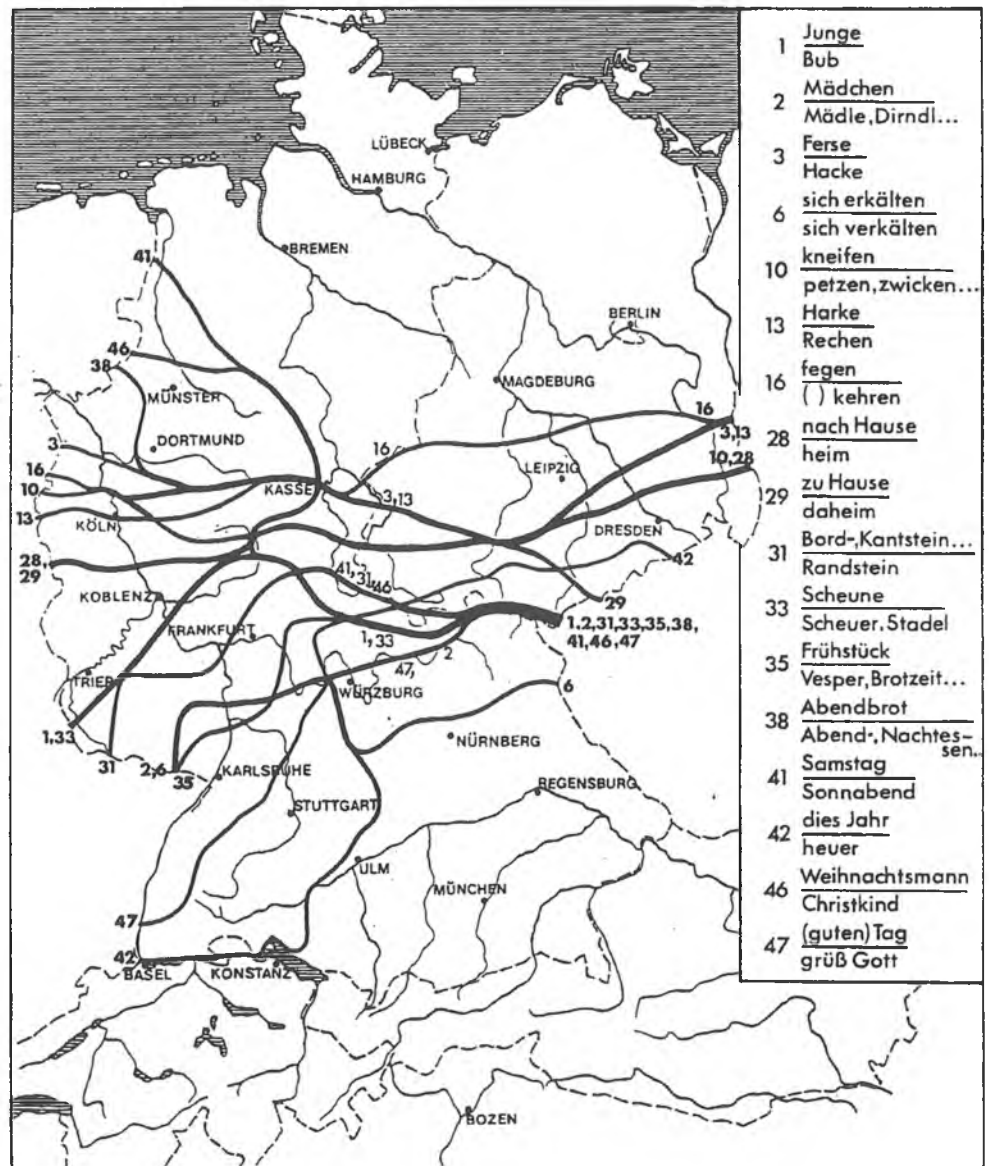




Karte 2: Hochdeutsche Dialekte nach Agricola u.a. (1969:406)

Wenn nun auch das süddeutsche Deutsch in dem Areal vorherrscht, in dem die hochdeutschen Dialekte vertreten und mehr oder minder häufig in der Öffentlichkeit zu hören sind, das Deutsch, das wir hier zu beschreiben suchen, ist nicht einfach der Reflex dieser dialektalen Untergliederung. Vielmehr hat sich im umgangssprachlichen Bereich eine eigene Unterteilung herausgebildet, die den Raum eines nördlichen schriftsprachnahen Standard von dem des Südens scheidet, der auch bei den dem Standard unmittelbar benachbarten Varietäten in seinen Eigenheiten Traditionen anhängt und folgt, die in der Entwicklung der hochdeutschen Schriftsprache eher in den Hintergrund getreten sind.

Diskutiert wurde diese Entwicklung anhand des lexikalischen Materials zur deutschen Umgangssprache, das von JÜRGEN EICHHOFF in seinem Wortatlasprojekt zur Verfügung gestellt worden ist. Auch wenn möglicherweise hier nicht für alle Orte jeweils der gleiche Sprachstand erhoben worden ist, so daß nicht ganz klar ist, was das Wort Umgangssprache jeweils meint, die Tendenz jedoch ist unwiderlegbar. Es gibt eine Nord-Süd-Unterteilung der bundesdeutschen Lexik, der nicht zuletzt eine Reihe für eine süd- bzw. norddeutsche Identität wesentlicher Kernwörter folgen. Horst Haider Munske hat den ersten Band von Eichhoffs Atlas daraufhin ausgewertet und findet eine entsprechende Unterteilung bei fast der Hälfte der Karten.



Karte 3: Kombinationskarte nach Munske (1982:1014)

Dabei finden sich auch schon unter diesen Wörtern für die jeweilige süddeutsche bzw. norddeutsche Identität hochrelevante Lexeme, wie etwa das Nebeneinander von

*Junge* und *Bub*, von *Die Nase putzen* gegen *schneuzen*, *Traktor* gegen *Bulldog*, *Harke* gegen *Rechen* und viele mehr. Es ist offenkundig, daß hier ganz verschiedene sprachliche Strata angesprochen sind, so daß in manchen Fälle praktisch kein hochdeutsches Wort zu existieren scheint – so etwa bei dem letzten Beispiel. Daß hier Eichhoff als Lemma *Harke* ansetzt, ist fast beliebig, wie z.B. die Markierungen in den Wörterbüchern zeigen. Im Duden-Wörterbuch wird dieses Lexem als „bes.nordd.“, also besonders im norddeutschen Deutsch vorkommend qualifiziert, während es beim Eintrag für *Rechen* heißt, es sei die süddeutsche, mitteldeutsche, österreichische und schweizerische Bezeichnung für dieses Gerät. Klappenbach/Steinitz machen noch klarer, daß es hier praktisch nur landschaftliche Benennungen gebe. Diese Benennungen sind aber ganz offenkundig nicht dialektal, sie sind am ehesten in den Bereich von Variation innerhalb des Standard zu rechnen, wie wir sie von Paaren wie *Apfelsine* gegen *Orange* und dergleichen kennen. Dieses letzte Beispiel zeigt in klassischer und in den Sprachgeschichten viel diskutierter Weise, daß sich in der Variante, die wir hier als süddeutsche bezeichnen, eine großräumige Kommunikationslandschaft mit einer kulturellen Bindung niederschlägt, aus welcher die Shibboleths für die jeweilige Zugehörigkeit erwachsen. So spricht das Wort *Apfelsine*, „Apfel aus China“ schon in seiner Form davon, wie hier die kulturellen Neuigkeiten der frühen Neuzeit aus dem Nordwesten in die deutsche Sprache gekommen sind, während uns die *Orange* nach dem Süden, in diesem speziellen Fall den Südwesten als Kontaktregion weist. So ist denn das deutsche Sprachgebiet traditionell durch die Einbindung in verschiedene kulturell-zivilisatorische Strömungen und entsprechende Diskurs-traditionen gekennzeichnet.

Auf welchem Stratum linguistischer Schichtung wir uns befinden, wenn wir entsprechende Unterschiede im heutigen Deutsch beschreiben, ist nicht leicht zu sagen. Sicher ist aber, daß man sie nicht hinreichend erklärt, wenn man sie mit dem Terminus Umgangssprache belegt, sofern damit eine stilistisch mindere Variante gemeint ist. Von dieser Unsicherheit spricht auch die Aufstellung von Teutonismen in Ammons Buch über die nationalen Varietäten. Es ist fast etwas wenig gesagt, wenn im Hinblick auf die Gruppe von Teutonismen, welche „menschliches Verhalten, Soziales, Charaktereigenschaften, Körperteile“ benennen sollen, festgestellt wird, „der Übergang zum Nonstandard [sei in diesen Fällen] besonders fließend“ (S. 348), bei „Norddeutschismen“ wie *betütern* 'umsorgen', *glubschen* 'starren', *sich hōgen* 'sich freuen', *Krolle* 'Locke' u.a.m. scheint das eher untertrieben. Die eher marginale Stellung solcher Teutonismen im Hinblick auf den bundesdeutschen Standard ergibt sich daraus, daß das entscheidende Charakteristikum der nationalen Varietäten in den jeweils nicht mit anderen geteilten Eigentümlichkeiten gesehen wird: dabei werden im bundesdeutschen Kontext natürlich die Elemente betont, die nicht in der Tradition des hochdeutschen Gebiets stehen. Das typisch Norddeutsche des hochdeutschen Standards machen aber eben gerade nicht mögliche niederdeutsche Einflüsse aus, sondern die vom Einfluß hochdeutscher Dialekte freie Repräsentation einer schriftlichen hochdeutschen hochsprachlichen Varietät. So läßt sich auch die Untersuchung von Markus Hundt verstehen, bei der sich – abgesehen von allen anderen Untersuchungszielen – ergibt, daß hamburgisch „gefärbte Standardsprache“ nicht als regiolektal eingefärbt wahrgenommen, sondern einfach als eine Möglichkeit von ge-

sprochenem Hochdeutsch verstanden wurde, während im selben Ausmaß regional gefärbte süddeutsche Proben als etwas Anderes, vom Standard Abweichendes gelten.

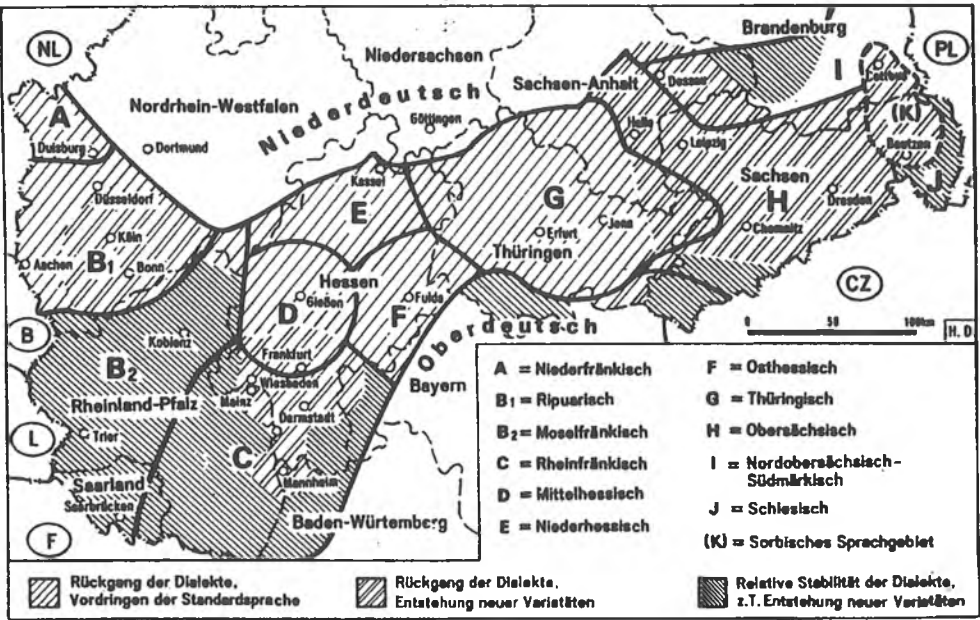
Das süddeutsche Deutsch ist nun alles, was nicht in dieser Hinsicht norddeutsch-hochdeutsch ist. Diese Unterscheidung hat offenkundig etwas mit den alten Dialekt-räumen zu tun, ist aber von ihnen nicht völlig abgedeckt, sondern historisch eher dadurch geprägt, welche Kommunikationszusammenhänge und welcher Kommunikationstyp zum Zeitpunkt der Durchsetzung der Standardsprache herrschte. Als Vorläufer dieser Unterteilung kann man eine Entwicklung sehen, die seit dem Ende des 16. Jahrhunderts zur Entwicklung einer süddeutschen Reichssprache führte.

„Zentrum dieses Sprachtypus ist der Bayrisch-Österreichische Raum. Sein Gültigkeitsanspruch reicht jedoch durchaus bis in die katholischen Rhein-staaten Mainz, Trier und Köln, einschließlich des Bistums Münster und in den Böhmisches Raum“ (Mattheier 1989:161)

Mag diese Sprachform späterhin auch an Bedeutung verlieren, als Basis noch der heutigen Verteilung von Nord- und Süddeutschem ist sie nicht zu vernachlässigen. Bedeutsamer sind aber zweifellos die Entwicklungen in der Sprachgeschichte des 19. Jahrhunderts, die zu tun haben mit dem Bevölkerungswachstum, den Bevölkerungsbewegungen und dem um 1850 dramatisch einsetzenden Verstädterungssog – alles Prozesse, die den deutschen Norden und die deutsche Mitte mehr betreffen als den deutschen Süden. Das resultiert in sprachlichen Unterschieden, die an sich nicht dramatisch sind, man hat aber gelernt, daß der Zusammenhang einer Gruppe, was das Sprachliche angeht häufig eher „unter der Decke“ kodiert wird, so daß auch für das Süddeutsche mutatis mutandis gilt, was Thomas Stehl über sprachliche Minderheiten schreibt, nämlich daß der Diskurszusammenhang räumlich umgrenzt bleibe und „selbst mit minimalen Standarddivergenzen ausreichende Markierung zur wechselseitigen Erkennung und Wiedererkennung innerhalb der Sprachgemeinschaft und deren Abgrenzung nach außen“ erreicht werde. Diese Beschreibung erinnert deutlich an Martin Durrells Überlegungen zum Verlauf der Grenze zwischen einem sprachlichen Süddeutschland und einem sprachlichen Norddeutschland, wenn er feststellt, daß „in der mythologischen Geographie Deutschlands [...] ungefähr im Bereich des Maintals eine Grenze wahrgenommen wird zwischen Gebieten, die ein Nord- bzw. Süddeutscher in schwerlich näher zu spezifizierender Hinsicht als 'heimisch' oder 'fremd' empfindet“ (Durrell 1989:89). Diese Linie, die zwar in der Nähe vor allem der Appel-Apfel-Linie verläuft, entspricht aber nicht dieser sprachhistorischen Linie, sondern spiegelt vielmehr die Grenzzone des Streits um politischen Einfluß im 19. Jahrhundert. Hier stießen die österreichischen und die preußischen Machtansprüche aneinander, bis sich letztlich der preußische Herrschaftsbereich entlang dieser Grenze stabilisierte – man vergleiche die südliche Begrenzung des Norddeutschen Bundes. Diese Linie wird so allmählich zu der Bruchstelle, entlang derer das Kontinuum der Entwicklung umkippt zwischen jenen Gebieten im Norden, welche die vom nördlichen Standard geforderte Form als Prestigenorm den Formen der eigenen Traditi-

on vorziehen und jenen im Süden, welche die Variation des Eigenen pflegen, bei der minder prestigehaltigen Form bleiben.

Wie oben schon angedeutet, führt das in der „Volkslinguistik“ dazu, daß die Formen des Südens als weniger prestigehaltig, ja insgesamt als Dialekt angesehen werden, eine Klassifikation, die im nördlichen Sinne, wo ja der Dialektgebrauch gesellschaftlich marginalisiert ist, soziale Inadäquatheit impliziert. Das Gebiet der traditionellen mitteldeutschen Mundarten ist es also, in dem sich dieser Bruch abspielt, natürlich ebenfalls differenziert nach primär städtischer bzw. ländlicher Prägung und ähnlichen Faktoren. So zeigt konsequenterweise die Varietätenlandschaft des Mittelstreifens des deutschen Sprachgebiets ein vielfältiges Gesicht; Heinrich Dingeldein hat die entsprechenden Daten in folgender Karte zusammengestellt:



Karte 4: nach Dingeldein (1997:130)

In der Mitte, dem verkehrsoffenen Raum Thüringens und Hessens – mit der wirtschaftlich zentralen Agglomeration um Frankfurt – hat sich das Muster des Nordens weitgehend durchgesetzt, Sachsen und das Rheinland sowie das Ruhrgebiet haben aus eigener Tradition neue Übergangsformen entwickelt, während die südlichen Teile beim süddeutschen Muster des Sprachgebrauchs bleiben.

In dem hier geschilderten Bereich findet sich also die Nordgrenze des süddeutschen Sprachgebiets.

## 2.2. Form und Status des süddeutschen Deutsch

### 2.2.1. Allgemeines

„Wer die südliche Ausformung des Gegenwartsdeutschen samt und sonders als mundartlichen Substandard einstuft und damit abwertet, ist im Unrecht. Manche Sprachpuristen verwechseln Verankerung im Dialekt mit Dialektzugehörigkeit“ (Zehetner 1997:13).

Was hier Ludwig Zehetner zur Rechtfertigung seines Vorhabens zitiert, ein Wörterbuch des „Bairischen Deutsch“ zu schreiben, gilt zweifellos genereller. Und zwar ist diese Aussage aus zwei Gründen bedeutsam. Zum einen wird hier zu Recht auf einen Status der südlichen Varianten des Deutschen hingewiesen, der die übliche Einschätzung als eines nicht ganz perfekten Hochdeutschen zurechtzurücken versucht. Zum anderen stellt sie einen Zusammenhang mit der Dialektverankerung her, von der her dann die relevanten Merkmale zu nehmen wären. Wir haben bereits gesehen, daß zumindest das so einfach nicht ist. Wie auch immer, es ist uns damit die Aufgabe gestellt, uns darüber klarzuwerden, was wir als Merkmale einer Süd-Norm des Deutschen akzeptieren, was hier gesamtsüddeutsch ist und wo eine Addition spezifischer regionaler Merkmale den Eindruck des zu Süddeutschland Gehörens bestärken. Das klingt schon nicht zu einfach, und es ist es auch nicht. Dennoch ist diese Stufe der Untergliederung wichtig: auch Ammon konstatiert die Bedeutung dieser varietätenmäßigen Zweiteilung des deutschen Sprachgebiets in eine nördliche und eine südliche Hälfte, die mit den nationalen Grenzen nicht einmal andeutungsweise übereinstimme und spricht zustimmend von einer Nordnorm des Deutschen, der eine Südnorm gegenüberstehe. Diese Unterschiede repräsentierten die alten kulturellen und politischen Unterschiede in Deutschland und seien mit einem reichen Stereotypeninventar unterfüttert; die Abgrenzung zwischen ihnen verlaufe in einem Saum, der populär als „Weißwurstäquator“ klassifiziert werde.

„In ungefährer Entsprechung dazu beginnt für manche Norddeutsche südlich des Mains der 'nördliche Balkan', und in der Vorstellung mancher Süddeutscher gehören noch immer alle Gebiete nördlich des Mains zu Preußen“ (Ammon 1997:508)

### 2.2.2. Der lautliche Bereich

Nicht ganz einfach ist die sprachliche Identifikation dieses Unterschieds. Ein gutes Beispiel dafür sind gleich die Verhältnisse im lautlichen Bereich, wo man eine nicht allzugroße Menge von süddeutschen Gemeinsamkeiten nennen kann, darüberhinaus von den einzelnen Dialektlandschaften her kommende Einfärbungen, über deren Standardnähe im einzelnen zu befinden wäre.

Die deutlichsten gemeinsamen Merkmale finden sich vielleicht im Konsonantismus. Hier ist der ganze deutsche Süden gekennzeichnet durch ein weitgehendes Zurücktreten von Stimmhaftigkeit.

Die bekannteste Erscheinung in diesem Bereich ist vermutlich die stimmlose Realisierung des s im Anlaut vor Vokal aber auch in intervokalischer Position. Das intervokalische s in *Soßen* oder *Bußen* und in *Dosen* oder *Busen* unterscheiden sich hier nicht, beide werden stimmlos realisiert, der Unterschied zwischen den Lautpaaren im süddeutschen Mund wird häufig als Lenisierung bzw. Fortisierung interpretiert. Diese süddeutsche Variante wird insoweit als Gebrauchsnorm akzeptiert, als der Verlust der Stimmhaftigkeit, vor allem im Anlaut, sich in den Kodifizierungen der Aussprachenorm als ein normgerechtes Merkmal der gemäßigten Hochlautung findet.

„Der Laut [z] kann im Anlaut vor Vokal und zwischen stimmhaften Lauten durch den Stimmtonverlust zur stimmlosen Lenis [z<sup>0</sup>] werden [...]. In diesem Zusammenhang ist die Feststellung des GWDA hervorzuheben, daß im absoluten Anlaut infolge des Stimmtonverlustes ‘überwiegend Lenis ohne Stimmton’ zu beobachten ist, wobei ‘übertriebene Stimmhaftigkeit auf jeden Fall als Abweichung empfunden wird‘ (Takahashi 1996, S. 81).

Dieses Phänomen zeigt sich schön in Werner Königs Untersuchungen zur Aussprache des Standarddeutschen, bei denen er die standardnächste Varietät von Studenten aus der ganzen (alten) Bundesrepublik miteinander verglichen hat. Sowohl bei anlautendem s vor Vokal wie bei intervokalischem s zeigt sich ganz deutlich die süd-norddeutsche Verteilung, nur der Norden kennt die Stimmhaftigkeitsunterschiede:



"s wie in Sonne"  
 "s wie in lesen"

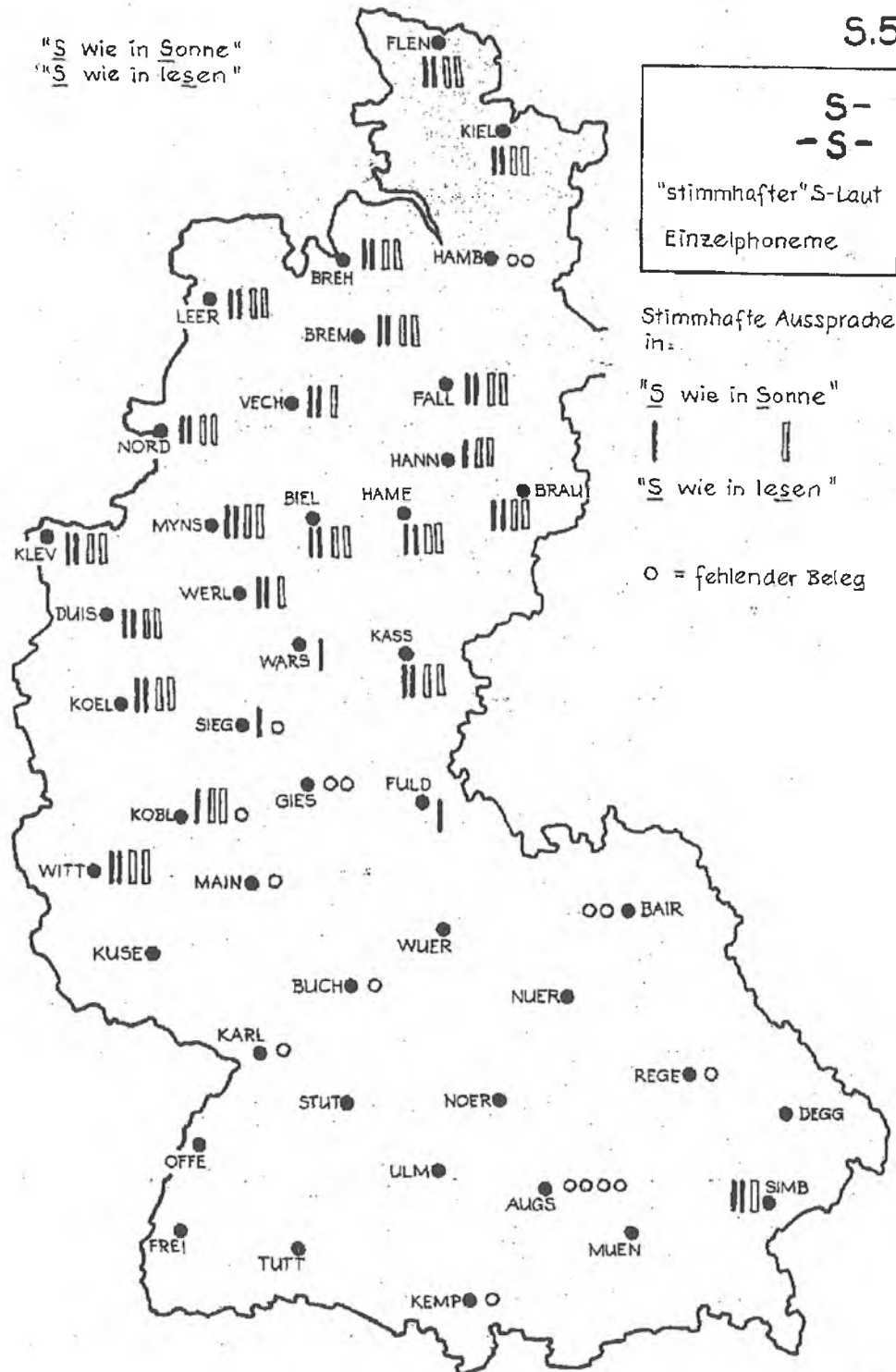
S-  
 -S-  
 "stimmhafter" S-Laut  
 Einzelphoneme

Stimmhafte Aussprache  
 in:

"s wie in Sonne"

"s wie in lesen"

O = fehlender Beleg

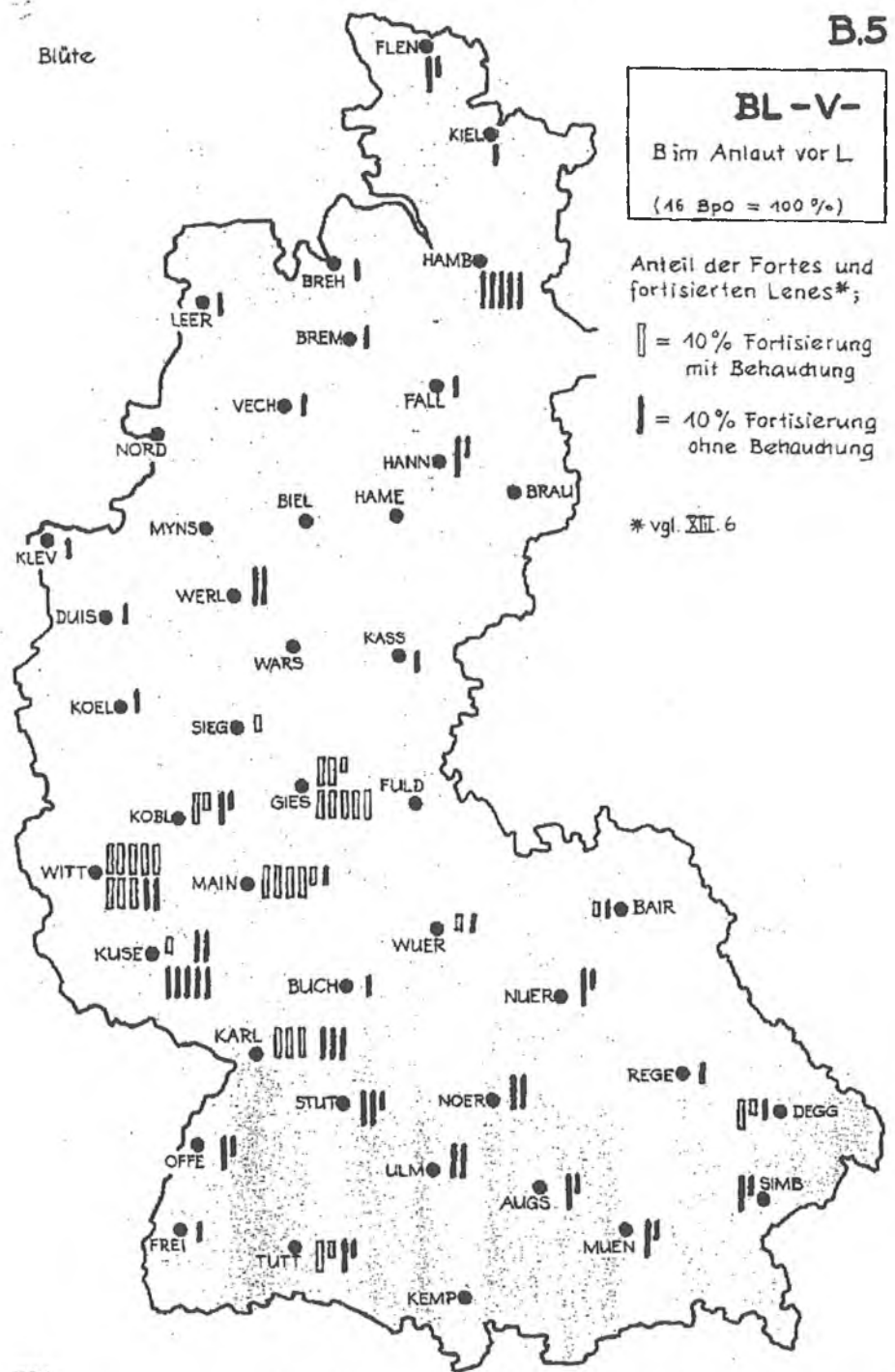


Karte 5: König (1989:245)

Schon die Vollständigkeit der Distribution für den Süden des Sprachgebiets zeigt, daß es sich hier nicht um eine defiziente Artikulation handeln kann, sondern um einen süddeutschen Gebrauchsstandard, der auf anderen als den Stimmhaftigkeits–Stimmlosigkeits–Oppositionen beruht, die ja eine vom Norden über das Hochdeutsche gekommene und in der Orthoepie als Norm gesetzte Ausspracheweise repräsentieren.

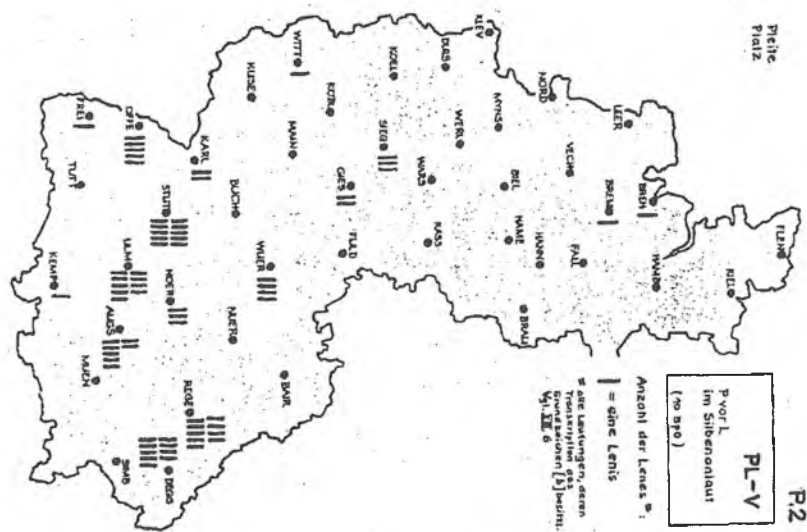
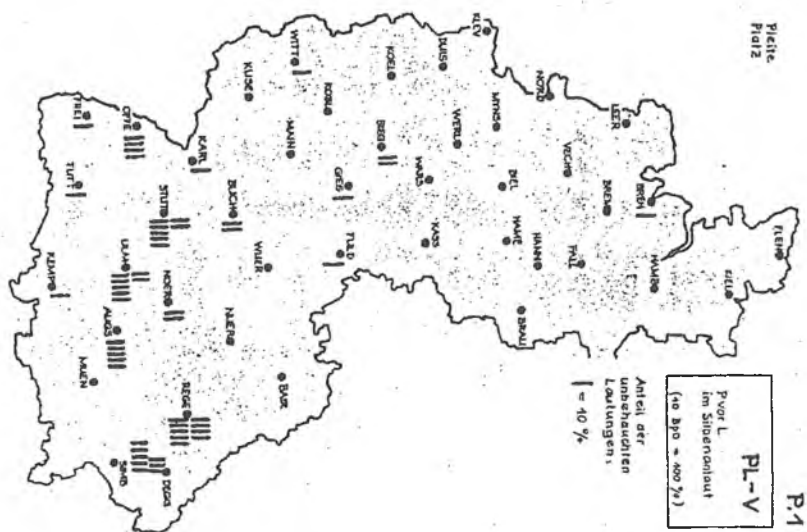
Damit gehört das s-Problem in den weiteren Bereich, daß die Unterscheidung nach Stimmhaftigkeit bzw. -losigkeit und die damit in bestimmten Fällen verbundene Behauchung im süddeutschen Gebrauchsstandard nicht repräsentiert werden. Wegen der damit geringeren phonetischen Differenzen gilt die süddeutsche Aussprache als undeutlicher.

Was der Kern der entsprechenden Artikulation ist, ist unter den Phonetikern unklar, klar ist offenkundig, daß die Stimmhaftigkeit von b, d, und g sehr prekär ist, und mehr von einer stimmhaften Umgebung ausgelöst als in den Lauten selbst vorhanden ist, sie würden ansonsten durchgehend als stimmlose Lenes artikuliert. In entsprechenden Kontexten tritt auch Fortisierung auf. Daß auch hier die angedeuteten räumlichen Verhältnisse eine Rolle spielen, mag auch die folgende Karte zur Realisierung von <b> zeigen:



Sie belegt eindeutig die Tendenz zur Stimmhaftigkeit im Norden – die zusätzlich sichtbare Häufung von Behaudungen gerade in unserem Trenngebiet findet sich

auch in anderen Karten. Fehlende Behauchung in den relevanten Positionen bei p und t, nicht bei k scheint daher zwar süddeutsch zu sein, aber eigentlich eher im wesentlichen oberdeutsch. Man vergleiche dazu die folgenden Karten:



Karte 7: König (1989:252)

Zu diesen Erscheinungen treten die Folgen der „binnenhochdeutschen Konsonantenschwächung“, die auf eine typisch süddeutsche Aussprache durchschlagen; man vergleiche etwa Königs Befunde zu Wörtern wie *Pleite* oder *Platz*, wo der Süden weiterhin durch Lenisierung des [p] und fehlende Behauchung gekennzeichnet ist.

Es sind wohl die genannten Eigenschaften des Konsonantismus, die den generellen Eindruck des süddeutschen Deutsch gegenüber dem norddeutschen Deutsch nachhaltig prägen. Das deutlich und hart Artikulierte des Nordens steht gegen das indifferenter und weich Verschliffene des Südens. So verwundert es nicht, daß in den Stereotypen, die Hundt erfragt hat, für den Norden Deutlichkeit, Übersichtlichkeit, aber auch Kälte und Emotionslosigkeit genannt werden, während der Süden Gemütlichkeit, gar etwas Sinnlichkeit, aber auch Undeutlichkeit, Rauheit und Breite signalisiere. Mario Wandruszka sieht in der unterschiedlichen Sprachmelodie gar den grundsätzlichen Unterschied zwischen dem gemütlichen Legatosprecher des Südens und dem unfreundlichen Stakkatodeutsch des Nordens – die auch pragmatisch nur schwer zusammenfänden.

Daß die norddeutschen Varietäten im Zweifelsfall zur Spirantisierung neigen, hat sich oben beim Beispiel von b schon gezeigt, weitere Belege wären die Realisierungen von <pf> als [f] in Wörtern wie *Pferd*; hierher paßt dann auch die Aussprache und das Verhältnis zur Norm bei der Buchstabenkombination <ig>. Die nördliche Standardnorm verlangt die Spirantisierung des ig im Auslaut und vor Konsonanten, norddeutsche Umgangslautung spirantisiert an noch vielen weiteren Stellen, dagegen wird im süddeutschen Deutsch an diesen Stellen die stimmlose Fortis [ik] gesprochen. Das ist eine jener süddeutschen Gewohnheiten, die eher weiter nach Norden vordringt – das überrascht nicht, war die Einführung dieser Regel ja schon seit der Normsetzung zum Ende des letzten Jahrhunderts außerordentlich umstritten.

Pfennig  
winzig

NS.4a

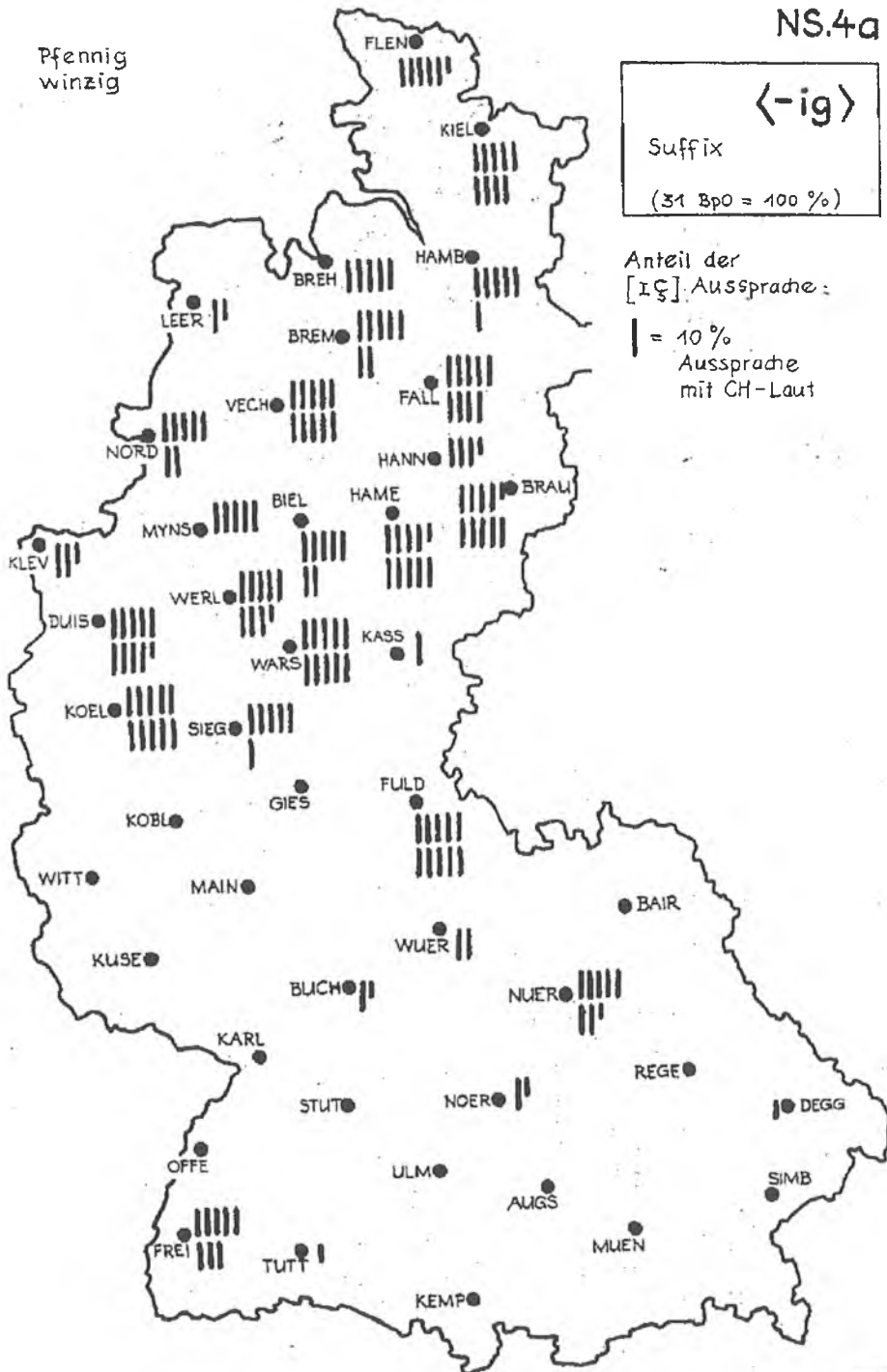
<-ig>

Suffix

(31 BpO = 100 %)

Anteil der  
[Iç]. Aussprache:

| = 10 %  
Aussprache  
mit CH-Laut



319

Karte 8: König (1989:319)

Die Distanz zwischen einem nördlichen und einem südlichen Spracheindruck an dieser Stelle wird noch dadurch verstärkt, daß, wie schon erwähnt, zumindest in norddeutscher Umgangssprache auch noch weitere Fälle von [g] spirantisiert werden, so daß in typisch norddeutscher Aussprache Wörter wie *Jagd* und wie *Yacht* zusammenfallen können. Aufgrund dieser gegenläufigen Tendenzen in den beiden Gebieten haben diese Unterschiede das Zeug dazu, als eine Art Schibboleth wahrgenommen zu werden.

In diesem Beispiel kommt übrigens zu den typischen Differenzsignalen im Konsonantismus, als da sind Auslautverhärtung und Spirantisierung, ein typisches Merkmal im Vokalismus, nämlich die unterschiedliche Verteilung von Vokallänge bzw. -länge in einer Reihe von Wörtern.

Der klassische norddeutsche Fall ist der, den auch die Duden-Grammatik (§61) als Umgangs Lautung aufführt, die in Kombination mit der Auslautverhärtung erfolgende Kürzung bzw. Entspannung von Langvokalen in Wörtern wie *Glas*, *Rad*, *grob*, *Zug*. Aus den zum Konsonantismus gemachten Ausführungen ergibt sich logisch, daß genau das im süddeutschen Deutsch normalerweise nicht der Fall ist. Am typischsten gelten die aufgezählten Fälle mit [a], dagegen werden andere Fälle, wie z.B. *Jagd* oder *Herzog* nicht nur in Teilen des Nordens, sondern auch in Teilen des Südens kurz gesprochen. Was hier als auffällig gilt, wäre noch genauer zu untersuchen: eine Rolle spielt sicher, daß man mit dem Reflex der unterschiedlichen Vokalqualitäten in den darunterliegenden regionalen Varietäten zu rechnen hat. So wäre etwa im Bairischen entgegen den Verhältnissen im Hochdeutschen mit einer Differenzierung von gespanntem und ungespanntem Laut beim [a] wie bei den anderen Vokalen zu rechnen – daneben mit einer gelegentlich lexikalisch interferierenden überoffenen Variante für Umlautformen. Das führt etwa in Varietäten des Bairischen zum lexikalischen Nebeneinander von {*Glas*} 'Materialbezeichnung' mit offenem, gespanntem Langvokal und {*Glaseß*} (d.i. sozusagen „Gläslein“) 'geformtes Glas, z.B. Trinkglas, Brillenglas' mit überoffenem Langvokal. Neben dem offenen gespannten/langen Vokal steht dann der geschlossene ungespannte/kurze wie etwa in {(die) Maß} 'Mengeneinheit für Bier', eben deutlich unterschieden von dem Langvokal in {(das) Maß} 'z.B. Gegenstand zum Messen wie in Metermaß'. Wenn hier nicht in der eigenen Varietät eine Ambivalenz angelegt ist – wie z.B. bei *Jagd*, das auch bairisch lang oder kurz sein kann – wirkt für einen süddeutschen Sprecher mit solcher Basis die Kürzung der Vokale in Wörtern wie *Glas* oder *Rad* befremdlich.

Aber eigentlich interessiert uns ja nicht dieser Blickwinkel, vielmehr kann man an diesem Beispiel exemplarisch sehen, wie sich der süddeutsche Gebrauchsstandard auf die regionale Basis bezieht: wobei es sich hier um zweifellos süddeutsche Merkmale handelt, die aber nicht in ganz Süddeutschland beheimatet sind. In diesem Fall gilt ja die Existenz eines offenen Langvokals geradezu als das Schibboleth eines bairisch geprägten Hochdeutsch, von dem übrigens fälschlicherweise – vgl. die üblichen Persiflierungen von die Maß Bier als „Moß“ – angenommen wird, er sei einfach das Äquivalent des einzigen Standard-[a]. Typisch ist natürlich, daß die Distanzsignale da wahrgenommen werden, wo ein Unterschied bei hinreichender Ähnlichkeit vorhanden ist. So finden sich etwa im schwäbisch geprägten Gebrauchsstandard

des Südens häufig Reflexe der in den Dialekten üblichen unterschiedlichen Aussprache von Diphthongen unterschiedlicher historischer Herkunft, z.B. im Falle des <ei> als [ei] (z.B. *Eis*) bzw [ae] (z.B. *Ei*). Entsprechendes gilt für andere Diphthonge und Vokale. Diese Unterschiede sind im Standard eingeglichen, und in anderen süddeutschen Dialekten andererseits so weit von der Standardform entfernt, daß keine entsprechende Interferenzgefahr besteht. So entsteht hier ein schwäbisch fundiertes Merkmal des Süddeutschen: das noch einmal schön die Bedingungen von Nähe und Distanz zeigt, die der Ausbildung und Wahrnehmbarkeit bestimmter süddeutscher Varianten des Deutschen förderlich sind. Dabei soll die Frage nur angesprochen und nicht ausdiskutiert werden, wann hier die Grenze vom süddeutschen Merkmal zu einem spezifischer regiolektalen erreicht ist: sicherlich doch z.B. bei der Verwendung des „gerollten“ Zungenspitzen-r, das ja eindeutig als ein Merkmal des Bairischen gilt.

Ein wohl den Süden weithin übergreifendes Phänomen ist die oft diskutierte Frage nach der Existenz des Phonems /ɛ:/, d.h. die Frage, ob Wörter wie *Ehre* und *Ähre* gleich oder unterschiedlich ausgesprochen werden. Auch hier ist die Unterscheidung jedenfalls ein süddeutsches Merkmal, wenn auch die Darstellung bei König eine wohl leseinduzierte Verdeutlichung im klassisch hochdeutschen Gebiet um Hannover dokumentiert.

Im Zwischenbereich zwischen Konsonantismus und Vokalismus befindet sich ein anderes Phänomen, nämlich die Realisierung des <r> nach Kurzvokal, in Wörtern wie *Hirte* oder *wird*. Abhängig von der lautlichen Umgebung zeigt sich immerhin, daß hier in Süddeutschland, außer einem Teil des Südwestens weitaus weniger vokalisiert wird, so daß sich hier im süddeutschen Deutsch mehr standardnähere Realisierungen mit konsonantischem [r] finden, was natürlich in gewissem Umfang mit den verschiedenen Realisierungen dieses Lautes zusammenhängt.

Auf Länge-und-Kürze-Unterschiede wurde oben schon kurz hingewiesen. Während die oben genannten Fälle vom Typ *Rad* das Süddeutsche auf der Normseite sehen, ist das bei den wichtigen pronominalen Fällen *das* und *was* anders, wo das süddeutsche Deutsch gegen die Norm Länge hat. Werner Königs entsprechende Karte zeigt das in für unsere Frage auch interessanter geographischer Verteilung: bei *das* verläuft die Grenze nördlich des mitteldeutschen Raums, beim *was* südlich davon. Wie auch immer, diese Länge bei *das* würde immerhin helfen, das Pronomen *das* von der Konjunktion *dass* zu scheiden.

Ansonsten sind die Längenunterschiede zweifellos ein Merkmal, das die Muttersprachler auch hören, zu dem sich aber wenig Systematisches sagen läßt. Wenn man daraufhin einmal die bei Ammon gegebene Liste entsprechender Teutonismen betrachtet, die sich dabei wiederum aus den oben schon angedeuteten Gründen weithin als Norddeutschismen entpuppen, so sieht man eine Reihe von Fällen, wo das Süddeutsche wohl weithin mit dem Österreichischen und Schweizerischen geht. Das ist etwa die Kürze des Endsilben-i in Wörtern wie *Kritik*, *Fabrik* u.a.; wie allerdings die entsprechende Darstellung bei König zeigt, scheint diese Erscheinung aber auch weit in den nördlichen Gebrauchsstandard zumindest dieser jüngeren gebildeten Sprecher hineinzu reichen.



Daneben gibt es eine Reihe von Wörtern als Teutonismen, die im süddeutschen Deutsch teils so und teils so behandelt werden. Bei *Erde, Jagd, Magd, Nische, hapern, Obst* und vielleicht *Städte* teilt das Süddeutsche die norddeutsche Länge, dagegen geht es bei *Afrika, Barsch, Harz, nüstern* und *watscheln* eher mit der österreichischen Kürze.

Nicht dem Süddeutschen gehören an die auf [ng] endenden Aussprachen französischer Lehnwörter wie *Appartement* oder *Balkon*.

Wir wollen diese Aufzählung beenden mit noch einem Beispiel, das wiederum von der Zugehörigkeit zu unterschiedlichen Diskurstraditionen spricht. Es ist das der wohl bekannte Unterschied in der Aussprache des anlautenden <ch> in Wörtern wie *China*. Der südlichen [k]-Aussprache steht eine nördliche [ç]- und eine westmitteldeutsche [ʃ]-Realisierung gegenüber. Nicht von ungefähr repräsentiert die südliche Aussprache eine Dekodierung gemäß der italienischen Orthographietradition, und die westliche Variante die Spirantisierung des nordwestlichen Kontakts. Die nördliche Aussprache ist dann eine Leseaussprache nach dem Buchstaben.

### 2.2.3. Morphologie und Syntax

Über morphologische Besonderheiten des Süddeutschen weiß man wenig. Das heißt vermutlich, daß schriftsprachlich die Variation nicht sehr groß ist und daß man zu wenig über die Gesetzmäßigkeiten der gesprochenen Sprache Bescheid weiß, als daß man etwas über die Standardisierung von Phänomenen dieser Ebene sagen könnte.

Die bekannteste, in Gesprächen zwischen Süd- und Norddeutschen auch vergleichsweise häufig thematisierte Eigenheit auf morphologischer Ebene ist die Perfektbildung von *hängen, liegen, sitzen, stecken* und *stehen* mit *sein* statt wie norddeutsch mit *haben*. Unnachahmlich erscheint in diesem Zusammenhang immer noch die Feststellung von Helbig/Buscha (1984:141) zur Geltung dieses Gebrauchsstandards:

„Bei den Verben *liegen, sitzen* und *stehen* wird nördlich der Mittelgebirge zumeist *haben*, südlich davon zumeist *sein* verwendet.“

Um beim Verb zu bleiben, und beim Perfekt: die sprechsprachliche Umstellung des Tempussystems, die in der historischen Sprachwissenschaft als oberdeutscher Präteritumsschwund geführt wird, hat es mit sich gebracht, daß im gesprochenen Süddeutschen das Präteritum als Erzähltempus nur einen sehr eingeschränkten Platz hat, – im wesentlichen ist es geläufig bei den Hilfs- und Modalverben sowie bei den häufigsten starken Verben – dafür gibt es ein Hyperplusquamperfekt (*habe gearbeitet gehabt*) zur Signalisierung der Vorzeitigkeit.

Süddeutsch sind auch vielleicht bestimmte Rektionspräferenzen, bzw. der Ausschluß dezidiert norddeutscher Formen wie z.B. *etwas erinnern*, wofür das Duden-Wörterbuch Christa Wolf mit dem für einen Süddeutschen bemerkenswerten Satz zitiert: „Erinnert man Zärtlichkeit?“. Ähnliches gilt für das auch norddeutsch schon veraltende *jmdn. versichern* ‘als sicher hinstellen’. Nur süddeutsch scheint zu sein *denken auf etwas* ‘sein Interesse auf etwas richten’ und *vergessen auf etwas*, vielleicht

auch *sich um etwas/jemanden annehmen* 'sich kümmern um'. Nicht zufällig dürfte sein, daß alle diese Verben aus dem Umfeld ehemaliger Genitivrektion und ihrer analytischen „Auflösung“ stammen. Damit wird auch die Marginalität dieser Erscheinungen erklärbar.

Im nominalen Bereich wird gerne auf bestimmte Genus-Unterschiede hingewiesen, die zum Teil mit anderen Formmerkmalen verknüpft sind. Einerseits handelt es sich dabei um traditionelle Varianten, wie etwa *das Ecke*, als süddeutsche Nebenform von *die Ecke*, die seit alters her bei der Tradition um das richtige Hochdeutsch eine Rolle gespielt haben, zum anderen um unterschiedliche Benennungstraditionen, so können die Namen für Zahlen oder Noten *der Einser*, *Zweier* und so weiter statt *die Eins*, *Zwei* usw. als deutlich süddeutsches Merkmal gelten. Ähnlich sind Präferenzen der Genuswahl bei Kurzformen zu Getränken, wo bei Wörtern wie *Limo* oder *Cola* im Duden-Wörterbuch gleichermaßen Femininum wie Neutrum als Genus angegeben wird, die Neutrum-Form ist, wenn auch nicht in ganz Süddeutschland verbreitet, so doch die süddeutsche Form. Resthaft erscheinen in süddeutschen Varietäten – vom Duden-Wörterbuch als landschaftlich gekennzeichnet – die in Österreich und der Schweiz weiter verbreiteten Neutra zu *-meter*-Komposita: *der* oder *das Barometer* scheint hier der häufigste Fall zu sein.

Auch die immer einmal wieder genannte Neigung des Süddeutschen in bestimmten ambivalenten Fällen der Pluralbildung eher die Form mit Umlaut zu bevorzugen (*Generäle*, nicht *Generale*, *Wägen* usw.), dabei aber nicht so weit zu gehen wie die Österreicher, stellt mengenmäßig eine eher geringfügige Erscheinung dar, deren Status im Hinblick auf eine wie auch immer geartete Norm nicht ganz eindeutig ist.

Eine ähnliche Zwischenstellung im Hinblick auf das Österreichische scheint das süddeutsche Deutsch im Hinblick auf den stärkeren Erhalt bestimmter fremdwörtlicher Plurale einzunehmen: die von Ammon als Teutonismen angegebenen Pluraloptionen *Delten*, *Lexiken* oder *Neutren* erscheinen süddeutsch eher ungewöhnlich, normal wären die Plurale *Deltas*, *Lexika* oder *Neutra*.

Was vielleicht, bei aller Unsicherheit unseres Wissens über die Verteilung solcher Phänomene, noch erwähnens- und überlegenswert wäre, sind bestimmte syntaktische Konstruktionsstrategien. Hier werden bei der vergleichsweise undeutlichen Normierung des gesprochenen Deutsch sicherlich Erscheinungen des jeweiligen regionalsprachlichen Hintergrunds in den Vordergrund treten.

Das mag strukturelle Optionen betreffen, die dem geschriebenen Standard fremd sind. So sind zum Beispiel dem Bairischen bestimmte Möglichkeiten der Herausstellung aus einer syntaktischen Konstruktion möglich, die zweifellos nicht gemeinsam mit dem Dialekt verlassen werden. Man hat dabei an Konstruktionen vom Typ: *Den/Den Otto wenn ich erwische*. zu denken. Diese Merkmale haben aber für viele muttersprachliche Deutsche so hohen Signalwert im Hinblick auf subkulturelle Kommunikationsunterschiede, daß sie in einem gewissen Umfang nicht mehr als neutrale Optionen betrachtet werden können. Das gilt analog für entsprechende strukturelle Norddeutschismen vom Typ der Distanzstellung: *Da weiß ich nichts von*. Diese Form wirkt eindeutig nördlich, die regional unspezifizierte Form wäre ja wohl *Davon weiß ich nichts*. und als dezidiert südliche Variante finden sich Konstruktionen

wie *Da weiß ich nichts davon*. Die Einschätzung der genauen Einordnung und Bewertung solcher Konstruktionen ist nicht einfach. Man kann allerdings – etwa an dem, was Helmut Glück und Wolfgang Sauer an Neuerungen verzeichnen – sehen, daß die norddeutschen Varietäten eher als trendmäßig, und das heißt ja wohl auch als akzeptabel, angesehen werden.

Das süddeutsche Deutsch ist auch an anderen Veränderungen weniger beteiligt: das sogenannten *kriegen-* oder *bekommen-*Passiv vom Typ: *Wenn Du nicht aufpaßt, kriegst Du das Auto gestohlen*. werden im Süden eher weniger akzeptiert, ebenso entsprechende Konstruktionen mit *haben*.

Unterschiede gibt es offenkundig auch bei den Wortstellungsregularitäten in komplexen Prädikaten. Der rechnerisch – nach dem Muster Endstellung des Finitums – so lautende Satz: *daß ich ihm schreiben müssen habe*, wird nicht so realisiert, sondern als Standard gilt: *daß ich ihm habe schreiben müssen*. Dagegen wird zumindest in Teilen des süddeutschen Raums eher eine Reihenfolge: *daß ich ihm schreiben habe müssen*. gewählt. Bei unterschiedlichen Kombinationen von Hilfs- und Modalverben scheint es hier allerdings auch zu verschiedenen Präferenzen zu kommen, die im einzelnen noch nicht genau genug untersucht sind.

Weitere sprechsprachliche Besonderheiten scheinen großräumiger verteilt zu sein. Das betrifft Dinge wie die Verwendung von *weil*-Sätzen mit Verbzweitstellung, den possessiven Dativ (*meinem Vater sein Haus*) oder die erweiterte Verwendung des Relativadverbs *wo*. Möglicherweise finden sich gewisse Zusammenhänge in der Nutzung der *tun*-Periphrase in dem Deutsch mit hochdeutschem Dialektsubstrat, das niederdeutsche Substrat des Nordens böte auf jeden Fall andere, grammatikalisiertere Optionen.

Andere Erscheinungen betreffen „tiefere“ regionale Strata, denen hier unser Interesse nicht gilt, wie etwa doppelte Setzung des unbestimmten Artikels (*ein so ein braver Mensch*) oder die doppelte Kodierung syntaktischer Abhängigkeit (*Man fragt sich, warum daß er das nicht eher bemerkt hat*) – all das Erscheinungen aus dem Bairischen.

Interessant, aber noch nicht recht beschrieben sind die Prozesse, die zur Wahl von Ausdrucksalternativen bei standardsprachlich tabuisierten süddeutschen Ausdrucksoptionen führen. Dazu würde zum Beispiel das Korrelat für die andersartige Artikelsetzung zählen. Ähnlich wie Artikelwegfall eher nördlich wirkt – jugendsprachlich heißt es z.B. zur Zeit etwa *es sei heiß wie Sau* – haben wir süddeutsch einen gewissen Artikelüberhang, was zu Übergangsformulierungen vom Typ *Heute war ein schönes Wetter*. vs. *Heute war schönes Wetter*. führt.

Zur Grammatik des gesprochenen Deutsch kann man auch die Verwendung von Partikeln, besonders der sogenannten Abtönungs- oder Modalpartikeln zählen. Hier gibt es klassische Nord-Süd-Unterscheidungen, das Nebeneinander von *halt* und *eben*, mit *halt* als südlicher und *eben* als norddeutscher Form.

„Die Funktion der Abtönungspartikel *halt* ist es, Sachverhalte als unabänderlich darzustellen. In dieser Funktion ist *halt* weitgehend gleichbedeutend mit *eben*; es wird meist als landschaftliche (süddeutsche) und etwas seltenere Variante von *eben* angesehen“ (Weydt u.a. 1983:165)

In der Zwischenzeit hat sich die Verwendung von *halt* nach Norden ausgebreitet, Norbert Dittmar (1997:295ff.) beschreibt, wie es sich in Berlin ausbreitet und neben *eben(t)* getreten ist als die freundlichere, überzeugendere Möglichkeit, Evidenz und Plausibilität zu signalisieren:

„[...] *halt* legt eine 'weichere, freundlichere' Schlußfolgerung und Plausibilität aufgrund subjektiver Erfahrung nahe und suggeriert dem Hörer im Sinn der Alltagsrhetorik, die Perspektive des Sprechers als plausibel zu übernehmen“ (299).

Daß diese Option nicht für alle Kontexte und Stilebenen gleich gut geeignet ist, läßt sich von dieser Beschreibung des Beziehungswerts dieser Partikeln bereits ablesen. Die Beiläufigkeit des *halt*, das Höflichkeit durch – zumindest sprachlich vorgegebene – Relativierung der Geltung der eigenen Position erreicht, ist manchmal unangemessen, so etwa in dem folgenden Soziologentext:

Schon deswegen, weil all dies eben nicht mehr in den großen berechenbaren Konsenslinien verläuft, sondern von einer Vielstimmigkeit durchdrungen und zersetzt wird, die selbst vor der einzelnen Person nicht *halt* macht (U. Beck, Kinder der Freiheit, Frankfurt am Main: Suhrkamp 1997:398).

Hier wird auf die Ernsthaftigkeit der vorangegangenen Argumentation verwiesen, sie erlaubt keine Relativierung durch *halt*. Andererseits sind alltägliche Wünsche der Abwendung von anscheinend unvermeidlichem einfach nicht mit *eben* zu formulieren:

*Wenn er halt zu reden aufhören würde!*

In diesem Lichte stellt die Möglichkeit, *halt* zu verwenden eine zusätzliche Option des Süddeutschen dar, die sich aber nunmehr offenbar weiter ausbreitet.

Eine weitere typisch süddeutsche Partikel ist *eh*, als Variante von *somieso* oder dezidiert norddeutschem *ohnehin*; auch seine Verwendung scheint sich aber allmählich über den gesamten Sprachraum hin auszubreiten – allerdings ist die Verwendung von *eh* ein deutliches Signal von Mündlichkeit. Auch im Bereich der Partikeln, denen Theodor Ickler (1994:393) das Merkmal „Sprechen mit Autorität“ zuordnet, scheint *bloß* auf jeden Fall süddeutsch „wesentlich häufiger als [nur]“ (Zehetner 1997:67) zu sein.

Ein verwandtes Phänomen stellt die Verwendung von *question-tags* dar, die unter anderem in Eichhoffs Wortatlas dokumentiert ist, hier bildet Süddeutschland ein kohärentes *gell*-Gebiet, das im wesentlichen einem nördlichen *nicht wahr* oder *nicht* gegenübersteht. Daß zum Beispiel das Duden-Wörterbuch hier süddeutsch-österreichisch umgangssprachliches *gell* von süddeutschem und mitteldeutschem *gell* trennt, mag man als Signal dafür lesen, daß diese an sich ebenfalls von Mündlichkeit geprägte Partikel sich in der Form *gell* in gewissem Maße der Schriftsprachlichkeit annähert, je weiter südlich man komme.

Was zeigt dieser Streifzug durch eine Reihe grammatischer und grammatisch-lexikalischer Erscheinungen, die einem Text oder seinem Sprecher oder Schreiber eine

süddeutsche Anmutung geben? Eigentlich zeigt sich auch hier, daß die Lage in Süddeutschland gekennzeichnet ist durch einen zwar nicht homogenen, aber doch ohne einen größeren Bruch stattfindenden Übergang von den alltäglich gesprochenen Varietäten bis hin zur Hochsprache. Das hat zur Folge, daß viele Eigenheiten eines süddeutschen Gebrauchsstandards tendenziell eher von Strategien der gehobenen Umgangssprache geprägt sind als von einer die reine Schriftnorm auflockernden Reinterpretation einer schriftlich vorgegebenen Sprachform wie im Norden. Aufgrund dieses Tatbestands ist es auch hoch wahrscheinlich, daß kritische Fälle im Randbereich von Schriftlichkeit und Mündlichkeit auftreten. Durch die historische Kontinuität der süddeutschen Tradition ergeben sich auch auf der Ebene der Schriftsprachlichkeit bestimmte Präferenzen und Neigungen, die zwar in der nördlichen Norm nicht aufgenommen werden, aber wegen der Unterdefiniertheit der schriftsprachlichen Norm eigentlich auch nicht ausgeschlossen sind.

#### 2.2.4. Lexik und Semantik

Spezifika im Lexikon können als das augenfälligste Element regionaler Spezifizierung des Gebrauchsstandards gelten. Hier gibt es eine Reihe von Wörtern gerade des alltäglichen Lebens, die ihre regionale Benennung nicht gegen ein Wort des entstehenden Standard getauscht haben. Spätestenfalls seit dem 18. Jahrhundert, als in der Gottsched-Zeit die hochdeutsche Norm allmählich kodifiziert wurde, herrscht ja der Streit, wie weit das im Deutschen überhaupt sinnvoll möglich sei. Sowohl die Schweizer Gegner Gottscheds im Literaturstreit wie zum Beispiel Klopstock betonten den Wert der sprachlichen Variation im Wortschatz, er bereichere die Sprache, ja letztlich geht dieser Gedanke in „zitierfähiger“ Form auf Gottfried Wilhelm Leibnizens Idee von den drei Wörterbüchern zurück, dessen eines den Schatz regionaler Wörter umfassen sollte. Die Auseinandersetzung um diese Frage konzentriert sich dann in der Diskussion um den Wert des Adelungschen Wörterbuchs, das allgemein in normativen Ehren stand, dessen etwas aseptische obersächsische Konzeption eines guten deutschen Wortschatzes aber dennoch Kritik fand. Diese Kritik trug einem Tatbestand Rechnung, der in der Forschung erst neuerdings herausgefunden wurde: gerade im Wortschatz ist die oberdeutsche Tradition wesentlich wirkmächtiger, als das oft angenommen wird. Seit Martin Luthers Zeiten gelang Normierung im Wortschatz am besten, wenn der mitteldeutsche Osten mit dem Süden, genauer dem Südosten geht.

Daraus erklärt sich auch, warum gerade im Wortschatz die Art von Alternation höher ist, bei der man nur mit Mühe angeben kann, was denn hier das „eigentlich“ normgerechte Wort sei.

- Vielleicht am offenkundigsten ist das bei Benennungsexotismen, die aus den regional geprägten Alltagswelten des Deutschen stammen. Die *Wächte* als eine 'gebirgstypische Form von *Schneewehe*' ist in diesem Sinne ebenso süddeutsch und hochdeutsch wie, um nur eines der vielen Kulinaria anzusprechen, die *Leberknödelsuppe*, für die es wohl keine nördliche Entsprechung gibt.

- Etwas anders ist die Lage, wo regionale Bezeichnungsalternativen für dieselben Objekte und Sachverhalte im Raum existieren und im Normanspruch dann möglicherweise miteinander konkurrieren. Diesen Typus dokumentiert ja weithin Eichhoffs Wortatlas, er ist auch das auffällige Moment in der gegenseitigen Wahrnehmung, den Sprechern selbst ist die hier vorliegende Variation nur zum Teil bewußt. Hierher gehören jene alten Oppositionen vom Typ *Samstag* gegen *Sonnabend*, deren Unterschied bis auf die erste Phase der Christianisierung zurückweist, mit der über das gotische vermittelten Form von Sabbath auf der einen, südlichen, und der durch nördliche Mission vermittelten Benennung auf der anderen Seite. Wegen der sprachgeschichtlich unbrochenen Verbindung der hochdeutschen Dialekte zur Standardsprache überleben hier auch gelegentlich hochdeutsch angelegte Formen, die im nördlich geprägten Standard keinen Platz gefunden haben, so das analog zu dem durchgängig gebräuchlichen *heute* 'diesen Tag' gebildete *heuer* 'dieses Jahr'. Trotz seiner relativen formalen Unauffälligkeit gilt diese Form im Norden als eines der süddeutschen Schibboleths. Vom selben Typ sind auch die Adverbien *heim* 'nach Hause' und *daheim* 'zu Hause'. In eine ähnliche Kategorie gehört das Nebeneinander von *fegen* und *kebren*. Beide Verben werden im Duden-Wörterbuch als regional eingeschränkt, d.h. als besonders norddeutsch bzw. besonders süddeutsch beschrieben, was ja wohl heißen soll, daß beide als standardsprachlich zu gelten haben. Der süddeutsche Charakter einer sprachlichen Äußerung ist sicherlich nicht zuletzt von der unbewußten Wahl solcher Alternativen geprägt, so daß jeweils ein charakteristisches Spektrum von Hochsprachlichkeit abgedeckt wird. Welche Wörter davon betroffen sind, ist noch nicht hinreichend untersucht, es gibt einige Hinweise auf entsprechende Verteilungen in an sich unauffälligen Wortschatzbereichen, so z.B. eine Präferenz für *auf/zusperrern* statt nördlichem *auf/zuschließen*, *schauen* statt *gucken*, *zwicken* statt *kneifen*, *reden* statt bestimmter Verwendung von *sprechen*, *(ab)spülen* statt *abwaschen*, um nur eine Reihe von Verben zu nennen. Substantivisch würde hierher ein Fall gehören wie südliches *Abendessen* gegen nördliches *Abendbrot*, südliches *Randstein* gegen nördliches *Bordstein*, *Aufzug* gegen *Fabstuhl* und dergleichen mehr. Adjektivisch gibt es zumindest offenbar ein Gegenüber von südlich *brav* gegen nördlich *artig* sein. Es handelt sich durchgehend um Fälle, die in ihrem normativen Anspruch nicht zu stark differieren. Bei den meisten dieser Beispiele ist die jeweilige Ausdrucksalternative auch bei denen bekannt, die sie nicht aktiv benutzen.
- Wegen der gemeinsamen Zugehörigkeit zur Bundesrepublik Deutschland sind administrativ zu erklärende Unterschiede weniger zu erwarten, noch dazu, wo auch dem anzusetzenden süddeutschen Raum kein organisatorisches Pendant entspricht. Dennoch gibt es gewisse Bereiche öffentlicher Praxis, die ihre spezifischen Wörter ausgeprägt haben. So scheint es bei der Benennung schulischer Pflichten eine gewisse Neigung zu geben, südlich eher von *Hausaufgaben* und *Schulaufgaben* zu sprechen, wenn schriftliche Leistungen gemeint sind, die zu Hause bzw. in der Schule abzuleisten sind, während nördlich eher von

*Schularbeiten* die Rede ist, wenn die zu Hause für die Schule zu leistende Arbeit gemeint ist.

- Nochmals ein anderes Muster repräsentiert das Nebeneinander von *Junge* und *Bub*, wo man die süddeutsche Variante *Bub* eindeutig einem Substandard zuweist, ohne daß das Wort des nördlichen Standards, *Junge*, diesen Platz mit der gleichen Natürlichkeit einnehmen könnte. Logischerweise haben solche Oppositionen das Zeug dazu, sozialsymbolisch aufgeladen zu werden. Das zeigt sich etwa bei der Verteilung der Grußformen, die sich als lexikalische Einheiten hier einordnen lassen. Nicht nur das Nebeneinander von *Grüß Gott* und *Guten Tag*, auch die in weiten Kreisen Süddeutschlands verbreitete Ablehnung des Vordringens der Grußformel *Tschüß*, gehören in diesen Zusammenhang. Allerdings ist vor allem das *Grüß Gott* auch süddeutsch zumindest auf das Oberdeutsche begrenzt.
- Eine Fortsetzung dieser Wortschatzunterschiede stellen auch jene Fälle dar, wo auf unterschiedliche Kontakttraditionen zurückgegriffen wird. Ein Beispiel dafür ist die oben bereits genannte *Orange* gegen die *Apfelsine*, aber auch so etwas wie das südliche *Revbaud* gegen das nördliche *Stövchen*, wobei allerdings eine sachliche Differenzierung zwischen den beiden Warmhaltegeräten eingetreten ist. Nur mehr gelegentlich finden sich Reste älterer Formen, die regional in fremdwörtlicher Form aufgenommen worden sind, so *Trambahn* statt und neben *Straßenbahn*, *Plumeau* statt *Federbett*, oder – noch weitaus lebendiger – *Kuvert* gegen *Briefumschlag*. Dabei ist allerdings die räumliche Begrenzung der Geltung dieser Formen nicht ganz klar. Sie hängen ja von der Wirkung unterschiedlicher Kontaktphasen des Deutschen vor allem mit dem Französischen und dem Italienischen zusammen, und tragen, was z.B. auch den englischen Einfluß angeht, unterschiedlichen Traditionen der Verarbeitung von Fremdeinflüssen Rechnung. Diesen Zusammenhang und die Schwierigkeiten mit der räumlichen Verteilung stellt auch Eichhoff (1997:213) für ein von uns bereits angesprochenes Beispiel dar:

„Für den Aufzug ist das Lehnwort *Lift* die älteste Bezeichnung; sie ist mit der Sache aus dem englischen Sprachgebiet gekommen. *Lift* gilt heute uneingeschränkt in der Schweiz, überwiegt in Österreich und streut im übrigen Gebiet, vor allem in Bayern. *Aufzug*, die Übersetzung des älteren Fremdwortes, dürfte ursprünglich (wie auch heute noch) fachsprachlich gewesen sein. In den Umgangssprachen ist das Wort im Westmittel- und Süddeutschen verbreitet und streut in Österreich. Es zieht sich aber auch entlang der Ems bis zur Nordsee. Im übrigen norddeutschen Raum und im Osten gilt *Fahrstuhl*. Bei dieser eigenständigen bildhaften Bezeichnung haben wir es wieder mit einer Schöpfung der Umgangssprache zu tun, die von Hamburg oder Berlin ihren Ausgang genommen haben dürfte.“

Man kann sich fragen, was das für die Standardsprachlichkeit der jeweiligen Lexeme heißt.

Es ist anzunehmen, daß das Bild einer süddeutsch geprägten Sprachform auch auf Merkmale im Bereich Phraseologie und Idiomatik zurückgreift; mangels geeigneter Vorarbeiten läßt sich das hier nicht dokumentieren.

### 2.2.5. Pragmatik

Was man so generell über Unterschiede im sprachlichen Handeln zwischen Nord- und Süddeutschen denkt, kam an zwei Stellen schon beiläufig zur Rede. Zum einen da, wo es um die Charakteristik des gemütlichen Legato-Deutschen ging, zum anderen, als von den typisch süddeutschen Partikeln zu handeln war. Größere Zuvorkommenheit bei geringerer Präzision war der Befund, der sich an diesen Stellen als charakteristisch für das sprachliche Handeln des Süddeutschen erwies. Das entspricht auch dem Stereotyp von der spezifischen Differenz einer nördlichen von einer südlichen Strategie des sprachlichen Handelns. Man macht das gerne an unterschiedlichen Höflichkeitsstrategien fest und vermeint in Deutschland auf dem Wege von Norden nach Süden die Ablösung eines Musters der Distanzhöflichkeit durch eines der Nähehöflichkeit feststellen zu können. Es wird bei Strategien der Nähehöflichkeit Alles vermieden, was wie Unfreundlichkeit gegenüber dem Partner aussehen könnte, dagegen setzt die Distanz-Höflichkeit auf die Vermittlung von Signalen distanzierender Ehrererbietung. So gehören zu den eher südlichen Strategien Techniken der Relativierung der eigenen Position. Solch eine Technik stellt etwa die Verwendung von Partikeln wie *halt* dar, die eigentlich mit dem Anspruch auf Behauptung einer Position auftritt, sich dabei aber relativiert. Auch andere Indirektheitssignale, wie häufiger Konjunktivgebrauch dienen diesem Ziel. Dazu paßt, daß ein aus dem alemannischen Raum kommender Schriftsteller wie Martin Walser sein Ungenügen beklagt, mit den Möglichkeiten standardsprachlichen Konjunktivgebrauchs zurechtzukommen: „Daß ausgerechnet die Region die Schriftsprache bestimmte, die, was die Schattierungen von Wirklichkeit bis Unwirklichkeit angeht, offenbar am schwächsten ausgestattet war!“ (Walser 1986:108). Unklar ist, wie dieses Ungenügen dann auf nicht-mundartlicher Ebene kompensiert wird; Ursula Götz (1995:23-38) findet dazu überraschende Befunde. Komplettiert wird das entsprechende Verhaltensmuster auf der anderen Seite durch Signale „aufrichtiger“ Direktheit, die distanzverhindernd wirken sollen – bishin zu den „ritual insults“, die zumindest im oberdeutschen Sprachgebrauch einen festen Platz haben. Auch hier differieren die Formen des sprachlichen Ausdrucks innerhalb des süddeutschen Raumes und es ist unklar, bis zu welcher überregionaleren Sprachform diese Verhaltensweisen „mitgenommen“ werden, so daß Aussagen über die gemachten allgemeinen Angaben hinaus kaum möglich erscheinen.

Erwähnt sei ebenfalls nur noch der Sachverhalt, daß bei diesen Differenzen zusätzlich zur Existenz unterschiedlicher Verhaltensregeln auf stilistische Unterschiede zu achten wäre, die auf unterschiedlichen Einschätzungen der adäquaten Sprachform in der jeweiligen Situation beruhen.



### 3. Schluß

Süddeutsch ist das Andere, in mancherlei Hinsicht der Gegenpol zum nördlichen Standard. Der Hauptgrund dafür ist die unterschiedliche Beziehung zwischen den autochthonen gesprochenen Varietäten und dem Standarddeutschen, damit auch ein unterschiedliches Verhältnis von Mündlichkeit und Schriftlichkeit. Das große Andere stellt das Süddeutsche auch durch die anderen kulturellen Kontakte und Diskurs-traditionen dar, in die es eingebunden ist – immer natürlich in dem Bewußtsein, daß das Anderssein relativ und seine räumliche Entsprechung schwankend ist. Sprachlich ergibt sich, daß die Menge der auffälligen Unterschiede, die das Süddeutsche kennzeichnen würde, so groß nicht ist, und daß sie vor allem auch kein kohärentes Süddeutsch aufbauen. Vielmehr werden in einer Reihe von im einzelnen nicht recht bedeutsam wirkenden Fällen, Optionen gewählt, die in ihrer Menge die süddeutsche Anmutung eines Textes ausmachen.

Welchen Status hat nun dieses süddeutsche Deutsch, dessen Merkmale wir hier diskutiert haben? Zweifellos handelt es sich bei den beschriebenen Phänomenen um regionalsprachliche Eigenheiten. Nur kann auch das noch Verschiedenes heißen. Von schriftsprachlicher Normalität bis hin zu umgangssprachlicher Sprechsprachlichkeit reichen die Exempel, die wir gebracht haben. Dabei ist offenbar der wesentliche Gesichtspunkt für die Entwicklung einer süddeutschen Gebrauchsnorm die Umsetzung der Traditionen traditioneller süddeutscher Schriftlichkeit ebenso wie der veränderte Einfluß der mit der Schriftform verwandten Mündlichkeit.

### 4. Literatur

- AGRICOLA, ERHARD/FLEISCHER, WOLFGANG/PROTZE, HELMUT (1969): *Kleine Enzyklopädie. Die deutsche Sprache*. 2 Bde. Leipzig: VEB Bibliographisches Institut.
- AMMON, ULRICH (1995): *Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten*. Berlin/New York: de Gruyter.
- CHRISTEN, HELEN (1997): *Koiné-Tendenzen im Schweizerdeutschen?* In: Stickel 1997, S. 346–363.
- DINGELDEIN, HEINRICH J. (1997): *Sprachvarietäten in „Mittelddeutschland“ . Gebrauch und Räumlichkeit*. In: Stickel 1997, S. 109–141.
- DITTMAR, NORBERT (1997): *Grundlagen der Soziolinguistik – Ein Arbeitsbuch mit Aufgaben*. Tübingen: Niemeyer.
- DURRELL, MARTIN (1989): *Die „Mainlinie“ als sprachliche Grenze*. In: Putschke, Wolfgang/ Veith, Werner/Wiesinger, Peter (Hg.): *Dialektgeographie und Dialektologie*. Günter Bellmann zum 60. Geburtstag von seinen Schülern und Freunden. Marburg: Elwert, S. 89–109.
- EICHHOFF, JÜRGEN (1977/1978/1993): *Wortatlas der deutschen Umgangssprachen*. Bd. 1 bis 3. Bern und München: Francke Verlag.
- EICHHOFF, JÜRGEN (1997): *Der „Wortatlas der deutschen Umgangssprachen“ : Neue Wege, neue Erkenntnisse*. In: Stickel 1997, S. 183–220.

- EICHINGER, LUDWIG M. (1989): *(Nicht nur) regional geprägte Sprecheridentitäten im Konflikt*, In: Eroms, Hans-Werner (Hrsg.), *Probleme regionaler Sprachen* (=Bayreuther Beiträge zur Dialektologie 4). Hamburg: Buske, S. 53–82.
- EICHINGER, LUDWIG M. (1991): *Kurt Tucholsky, die Stadt Berlin und die Dörfer. Regionale Sprachformen als Symptom*, In: Ackermann, Irmgard/Hübner, Klaus (Hrsg.), *Tucholsky heute. Rückblick und Ausblick*. München: iudicium, S. 211–238.
- EROMS, HANS-WERNER /SCHEURINGER, HERMANN (Hrsg.) (1996): *Sprache an Donau, Inn und Enns*. Linz: Land Oberösterreich.
- FRITZ, GERD/ HUNDSNURSCHER, FRANZ (Hrsg.) (1994): *Handbuch der Dialoganalyse*. Tübingen: Niemeyer.
- GLÜCK, HELMUT/SAUER, WOLFGANG (1997): *Gegenwartsdeutsch*. 2. Aufl. Stuttgart: Metzler.
- GÖTZ, URSULA (1995): *Regionale grammatische Varianten des Standarddeutschen*. In: Sprachwissenschaft 20, S. 222–238.
- HUNDT, MARKUS (1992): *Einstellungen gegenüber dialektal gefärbter Standardsprache. Eine empirische Untersuchung zum Bairischen, Hamburgischen, Pfälzischen und Schwäbischen*. Stuttgart: Steiner.
- ICKLER, THEODOR (1994): *Zur Bedeutung der sogenannten „Modalpartikeln“*. In: Sprachwissenschaft 19, S. 374–404.
- KLAPPENBACH, RUTH/ STEINITZ, WOLFGANG (Hrsg.) (1984 & 1985): *Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache*. Bd. 3 & 4. 7. & 5. Aufl. Berlin: Akademie-Verlag.
- KNOOP, ULRICH (1997): *Wörterbuch deutscher Dialekte*. Gütersloh: Bertelsmann Lexikonverlag.
- KÖNIG, WERNER (1989): *Atlas zur Aussprache des Schriftdeutschen in der Bundesrepublik Deutschland*. 2 Bde. Ismaning: Max Hueber.
- KRETSCHMER, PAUL (1918): *Wortgeographie der hochdeutschen Umgangssprache*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- MANGOLD, MAX (1990): *Duden Aussprachewörterbuch. Wörterbuch der deutschen Standardaussprache*. 3. Aufl. Mannheim/Wien/Zürich: Dudenverlag.
- MATTHEIER, KLAUS J. (1980): *Pragmatik und Soziologie der Dialekte*. Heidelberg: Quelle & Meyer.
- MATTHEIER, KLAUS J. (1989): *„Gemeines Deutsch – Süddeutsche Reichssprache – Jesuitendeutsch“ . Bemerkungen über die Rolle Süddeutschlands in der Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache*. In: Koller, Erwin/ Wegstein, Werner/ Wolf, Norbert R. (Hrsg.): *Bayerisch-österreichische Dialektforschung*. Würzburg: Königshausen & Neumann, S. 160–166.
- MERKLE, LUDWIG (1975): *Bairische Grammatik*. München: Heimeran.
- MUNSKIE, HORST HAIDER (1982): *Umgangssprache als Sprachkontakterscheinung*. In: Besch, Werner u.a. (Hrsg.): *Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung*. Berlin/New York: de Gruyter, S. 1002–1018.
- ROWLEY, ANTHONY R. (1995): *Bavarismen. Das Bayerische Deutsch*. In: Muhr, Rudolf/ Schrod, Richard/ Wiesinger, Peter (Hrsg.): *Österreichisches Deutsch: linguistische, sozialpsychologische und sprachpolitische Aspekte einer nationalen Variante des Deutschen*. Wien: Holder-Pichler-Tempsky, S. 305–312.
- RUOFF, ARNO (1997): *Sprachvarietäten in Süddeutschland*. In: Stickel 1997, S.142–154.
- SCHLOBINSKI, PETER (Hrsg.) (1997): *Syntax des gesprochenen Deutsch*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.

- SCHMIDT, WILHELM (1993): *Geschichte der deutschen Sprache*. 6. Aufl. Stuttgart/Leipzig: Hirzel.
- STEHL, THOMAS (1994): *Français régional, italiano regionale, neue Dialekte des Standards: Minderheiten und ihre Identität im Zeitenwandel und im Sprachenwechsel*. In: Helfrich, Uta/Riehl, Claudia Maria (Hrsg.): *Mehrsprachigkeit in Europa – Hindernis oder Chance* (= pro lingua 24). Wilhelmsfeld: Gottfried Egert Verlag, S. 127–147.
- STICKEL, GERHARD (Hrsg.) (1997): *Varietäten des Deutschen. Regional- und Umgangssprachen*. Berlin/New York: de Gruyter.
- TAKAHASHI, HIDEAKI (1996): *Die richtige Aussprache des Deutschen in Deutschland, Österreich und der Schweiz nach Maßgabe der kodifizierten Normen*. Frankfurt am Main usw.: Peter Lang.
- WALSER, MARTIN (1986): *Kleiner Aufschrei*. In: Gauger, Hans-Martin (Hg.): *Sprach-Störungen. Beiträge zur Sprachkritik*. München: Hanser, S. 108–109.
- WANDRUSZKA, MARIO (1990): *Die europäische Sprachengemeinschaft*. Bern und München: Francke.
- WEYDT, HARALD/ HARDEN, THEO/ HENTSCHEL, ELKE/ RÖSLER, DIETMAR (1983): *Kleine deutsche Partikellehre*. Stuttgart: Klett.
- ZEHEITNER, LUDWIG (1985): *Das bairische Dialektbuch*. München: Beck.
- ZEHEITNER, LUDWIG (1997): *Baierisches Deutsch. Lexikon der deutschen Sprache in Altbayern*. München: Hugendubel.

